

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 153 (1985)
Heft: 51-52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WEIHNACHT

sollte immer wieder neu ungewöhnlich sein –
sollte Liebe ohne hinterfragen gebären.

Tausendfaches Kerzenlicht durchdringt die
Finsternis – von Bethanien – vom Friedensdorf
– von überall her bewegt sich dieses Lichter-
meer der Tiefe des Ranftes zu ...

Mögen diese Jugendlichen mit der Kirche
Mühe bekunden – der Krippe eher im Ranft be-
gegnet als in unpersönlichen Kirchen – sie sind
hoffnungsvoll glaubend unterwegs ...

WEIHNACHT

eine geweihte Nacht – in der in Kerzen unsere
liebeshungrigen Herzen offen brennen.

Adolf Winiger

Pastoral

Vom Umgang mit geistig behinderten Menschen

Die Weihnachtsbotschaft – dass das neugeborene Kind «Retter», «Messias», «Herr» ist – droht immer wieder durch das Weihnachtsfest als Fest der Kinder verniedlicht und verfälscht zu werden. Gegen diese Verfälschung gilt es, die Weihnachtsbotschaft bzw. den christlichen Glauben an die Menschwerdung Gottes in seiner Bedeutung für das Leben hier und jetzt herauszustellen. Wenn der Glaube an die Menschwerdung Gottes heisst, für das Menschliche Mass zu nehmen an der Masslosigkeit der Liebe Gottes, dann ruft er «nach einer ganz entschiedenen und bedingungslosen Parteinahme für die Schwachen, die Armen, die Zukurzgekommenen, die Verfolgten und Gekreuzigten» (Hermann-Josef Venetz). Zu den Schwachen in unserer Gesellschaft gehören die geistig behinderten Menschen. An unserem Umgang mit ihnen lässt sich deshalb auch ablesen, wie ernst es uns mit der Weihnachtsbotschaft ist. In diesem Sinne nimmt der folgende Beitrag – erstmals anlässlich der Einweihung des IFOK (SKZ 47/1985) vorgetragen – ein zutiefst weihnächtliches Anliegen auf.

Redaktion

1. Begriffserklärung

Lassen Sie mich zu Beginn die zwei Begriffe «Umgang» und «geistig behindert» aus unserem Thema umreissen.

Unter *Umgang* verstehe ich hier sowohl die Art und Weise, wie nichtbehinderte Menschen jenen mit einer geistigen Behinderung begegnen, als auch die besonderen gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen geistig Behinderte leben. Hingegen ist die besondere Erziehung, das absichtsvolle Sein und Tun ausgeklammert. Damit befasst sich das Thema mit dem, was uns alle als Mitmenschen ganz allgemein im Zusammenleben mit geistig Behinderten und ihren Angehörigen angehen dürfte oder sollte.

Geistig behindert ist ein Attribut, das 1958 von bundesdeutschen Eltern von geistig Behinderten geprägt wurde und das seither in deutschsprachigen Ländern verwendet wird, um Menschen zu kennzeichnen, die insbesondere durch eine Schwäche der intellektuellen Fähigkeiten und als Folge davon in ihrem Sozialverhalten auf- bzw. abfallen.

Wie jeder Begriff verführt auch dieser dazu, sich das Gemeinte als etwas Einheitliches und in sich Geschlossenes vorzustellen. In Wirklichkeit aber sind Menschen, die wir als geistig behindert bezeichnen, unter-

einander sehr verschieden. Einige Spannungsbogen seien genannt. Sie reichen

– von lebenslang weitgehend Abhängigen und Pflegebedürftigen bis hin zu jenen, die mit geringer Hilfe ihr eigenes Leben privat und beruflich *führen* können,

– von Sprachlosen mit sehr geringem Sprachverständnis bis zu jenen, die sich umgangssprachlich im Alltag genügend verständigen können, allerdings viel besser mündlich als schriftlich,

– von Kontaktarmen, die lebenslang nur zu Menschen ihrer nächsten Umgebung Beziehungen eingehen können, bis hin zu solchen, die zu tragfähigen, tiefen und treuen Beziehungen fähig sind,

– von hochgradig Verhaltensgestörten bis zu solchen, die einen rechten Umgang pflegen können, allerdings stark dem Gewohnheitsmässigen verhaftet.

Eine *Groborientierung* über die intellektuelle Leistungsfähigkeit vermitteln auch der Intelligenzquotient (IQ) und der Entwicklungsquotient (EQ). Der Durchschnittswert ist für das Gesamt der Kinder bei IQ/EQ = 100 festgelegt. Als geistig behindert bezeichnet man in der Schweiz Kinder mit einem IQ/EQ unter 75, in der BRD solche mit einem IQ/EQ unter 60.

Die wesens- und leistungsmässigen Unterschiede zwischen geistig behinderten Kindern sind also deutlich grösser als etwa jene zwischen den verschiedenen Schülern der Volksschuloberstufe (Hilfs-, Ober-, Real-, Sekundar-, Bezirksschule). Ein so allgemeiner Begriff hat nur geringen theoretischen und erziehungspraktischen Wert. Meine Ausführungen befassen sich denn auch mit den stärker Behinderten, also mit solchen, die in allen Kulturen (und wohl zu allen Zeiten) als «behindert» auffallen, weil sie in besonderem Masse auf fremde Hilfe angewiesen sind.

Vulgäre Ausdrücke für geistig behindert sind etwa: dumm, blödsinnig, töricht, einfältig, beschränkt, stumpfsinnig, albern. Früher häufig, heute immer seltener verwendete Fachbegriffe sind: schwachsinnig, geistesschwach und, vor allem im medizinischen Bereich für abnehmende Schweregrade: idiotisch, imbezill und zum Teil auch debil. Alle Fachbegriffe dienten einmal nur der besonderen Kennzeichnung dieser Menschen. Sie, wie auch die Vulgärausdrücke, wurden aber samt und sonders zu Schimpfworten und für geistig Behinderte zur Belastung, zum negativen Stigma, mitunter zur tödlichen Bedrohung.

2. Unsere Beziehung zum Phänomen «geistige Behinderung»

Das Gesagte deutet an, dass es sich bei der geistigen Behinderung offenbar um ein negativ belastetes Phänomen handelt, von

51-52/1985 153. Jahr 19. Dezember

Weihnacht

Ein Text von

Adolf Winiger

777

Vom Umgang mit geistig behinderten Menschen

Ein weihnächtliches Anliegen in einem alltäglichen Thema. Ein Beitrag von

Jörg Grond

778

Die Firmung – ein Ritus ohne Folgekosten

Eine Besinnung von

Markus Kaiser

784

Der Friede, Wert ohne Grenzen Nord-Süd, Ost-West: ein einziger Friede

Botschaft Papst Johannes Pauls II. zum Weltfriedenstag

785

Weihnachts-Opfer – eine Brücke nach Bethlehem

Über das Kinderspital in Bethlehem orientiert

Robert Füglistner

789

Durch Solidarität und Dialog zum Frieden

Gedanken und Hinweise zum 19. Weltfriedenstag von

Pius Hafner

790

Fastenopfer und UNO-Beitritt

Zu den entwicklungspolitischen und sozialetischen Kriterien eines Entscheides ein Beitrag von

Thomas Bürge

791

Den Frieden pflanzen

Es informiert

Urs Zahner

791

Amtlicher Teil

792

Nachdem wir für die Frontseiten der drei Festtagsausgaben in den letzten drei Jahren auf vorhandene Bilder zurückgegriffen hatten: Blätter aus der Graphischen Sammlung der Stiftsbibliothek Einsiedeln, Entwürfe des Schwyzers Hans Schilter und Scherenschnitte des Chinesen Yu Chi Sih, haben wir dieses Jahr wieder einmal einen Schriftsteller gebeten, für uns neue Texte zu schreiben. Der am 1. Januar 1939 geborene Luzerner Adolf Winiger leitet die Buchbindelei der Zentralbibliothek Luzern. Sein schriftstellerisches Wirken äussert sich in ganz unterschiedlichen literarischen Formen: Hörspiele für Radio DRS, Theaterstücke, Kinder- und Jugenderzählungen, Gedichte in Luzerner Mundart... – und es wurde dementsprechend auch von ganz verschiedenen Seiten mit Anerkennungs- und Förderungspreisen gewürdigt, vom Berner Heimatschutz-Theater bis zur Stadt Luzern. Dieses Jahr erhielt er für sein Schaffen im Bereich des Radio-Hörspiels den – erstmals vergebenen – Anerkennungspreis der Innerschweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (IRG).

dem sich jeder abheben will, indem er zum Beispiel den Begriff zum Schimpfwort macht und dadurch eigene unerwünschte, aber doch irgendwie verspürte oder gefürchtete Aspekte auf den Nächsten projiziert und sich selber so entlasten kann. Es bleibt die Frage: Wovon entlasten wir uns, was beschwören wir, indem wir unseren Nächsten schwachsinnig, idiotisch usw. nennen?

Deshalb war man immer wieder bemüht, neue, vorerst wertneutrale Begriffe zu schaffen, so auch geistig behindert. Und die Zukunft wird zeigen, wie lange es dauert, bis auch dieses Etikett, von seinem wirklichen oder vermeintlichen Inhalt eingeholt und infiziert, zum Schimpfwort wird. Erste Anzeichen sind beobachtbar. Das Ganze zeigt, dass ein Etikettwechsel den Gezeichneten nicht zu entlasten vermag, solange er selber nicht positiv verändert und der gesetzten Norm näher gerückt wird, sei es durch wirkliche Veränderungen und/oder durch den Abbau von Vorurteilen, so dass er dann, zwar immer noch derselbe, als erträglich uns ähnlich erscheint.

Welchen Schwierigkeiten wir dabei begegnen, wird durch folgende Fragen deutlich:

– Inwieweit gelingt es uns, hier und jetzt den geistig Behinderten als einen, der im Grunde ist wie wir, zu akzeptieren, nicht bloss deklamatorisch, sondern überzeugt und ohne Unbehagen?

– Kann sich der homo sapiens den homo stupidus vorstellen, sich mit ihm identifizieren, ohne in Not zu geraten und ohne den andern bloss zu verniedlichen in der ehrlichen Meinung, ihn verstanden zu haben, und dabei nicht achtend, dass er ihn unter Umständen bloss verändert hat, nach seinem Bilde?

– Und was löst bei uns, im kirchlichen Kontext, der Satz aus, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, wenn wir an einen schwer geistig behinderten Menschen denken?

Unerlaubte, despektierliche oder bloss unbequeme, aber vielleicht dringende Fragen; oder einfach Fragen, die uns nicht mehr und nicht weniger bedrängen, als wenn wir sie auf uns selber oder auf unsere Freunde oder Vorgesetzten beziehen?

Diesen Fragen kann sich auch stellen, wer keine geistig Behinderten kennt, also nur aufgrund seines Bildes vom geistig Behinderten, denn ein solches, möglicherweise ist es diffus, hat jeder.

Nun, wohl ein jeder von uns wird Mühe bekunden mit diesen Fragen. Und gerade dies und die erhaltenen Antworten, so bruchstückhaft sie auch sein mögen, vermöchten einiges über unseren Umgang mit geistig Behinderten auszusagen. Und wenn wir gleich reagierten wie jene, die an sozial-

psychologischen Studien zum Thema mitmachten, so wären Zwiespältigkeit, Ambivalenz das hervorstechendste Merkmal unserer Antworten¹.

3. Unsere Beziehung zu Eltern und Angehörigen von geistig Behinderten

Eltern erleben diese Zwiespältigkeit in besonderem Masse, wenn sie erfahren, dass ihr Kind geistig behindert ist. Diese Mitteilung, bei der Geburt des Kindes oder später, löst fast immer komplex diffuse Gefühle, bestehend aus vereilter Freude, Angst, Verwirrung, Leugnung, Schuld, Scham und Trauer aus. Davon sind Verwandte und Bekannte mitbetroffen, was bei diesen oft zu einer verlegenen Distanzierung oder hilflosen Mitleidsbezeugung führt. Dabei fehlt die Frage der Schuld auch in unseren Tagen fast nie, Schuld im Sinne von moralischem Versagen der Eltern. Hören wir dazu, stellvertretend für viele, wie ambivalent die Eltern Benninger die Geburt ihres Sohnes Reto erlebten, der ein Down-Syndrom hat, also mongoloid ist.

Vorerst stellt die Mutter lapidar fest: «So war für uns die Geburt von Reto ein schwerer Schock.»² Dieser war so intensiv, dass er zu einer Gefühlssperre führte. Auch das ist etwas Verbreitetes, denn, so die Mutter: «An die damaligen ersten Gefühle kann ich mich schlecht erinnern. Wir waren sehr traurig und benommen und wussten irgendwie gar nicht, was los war.» Und über die Beziehung zum Kind: «Reto war mir tatsächlich sehr fremd. Durch die grosse Trauer hatte ich eine starke Distanz zu ihm. Das Gernehaben war weit im Hintergrund und gedämpft von Kummer und Schmerz. Im Spital wollte ich mich nicht mit ihm zeigen. Manchmal wünschte ich mir auch seinen Tod, um ihm Leid und uns die mir unlösbar und unerträglich erscheinende Aufgabe zu ersparen. Gleichzeitig habe ich mich schrecklich geschämt wegen dieser Gedanken und an mir gezweifelt und mich selbst verurteilt. Die Qual der ersten Zeit war für mich nicht nur gross, weil ich das behinderte Kind akzeptieren sollte, sondern auch, weil ich durch die eigenen ablehnenden Gefühle ganz stark an mir selbst zweifelte und mich selbst nicht mehr kannte.» Und in bezug auf heute: «Ich konnte mir am Anfang auch noch gar nicht vorstellen, dass sich diese Gefühle mit der Zeit positiv ändern könnten, dies um so mehr, weil die Behinderung ja immer offensichtlicher wird.» Dann zwei Jahre später: «Ich sah, dass diese Kinder trotz ihrer Behinderung eben doch Kinder sind wie andere auch, Kinder, die lachen und spielen und natürlich auch weinen können.» Und an die Kontakte mit andern Müttern von Down-Kindern denkend: «Ausserdem waren einige Mütter für mich sehr gute Vor-

bilder. Ich sah, wie selbstverständlich ihr Umgang mit den Kindern war, und das half mir sehr.»

Der Vater: «Früher hatte ich ein furchtbares Bild von Down-Kindern. In der Nachbarschaft meines Elternhauses war nämlich ein Heim für behinderte Kinder. Meine Eltern hatten die Patenschaft für eines dieser Kinder übernommen, und wir besuchten es mehrmals im Jahr. Als Kind waren diese Eindrücke für mich beängstigend und die Besuche im Heim unangenehme Pflichtübungen. Nach Retos Geburt tauchten diese Kindheitserinnerungen wieder in mir auf. Ich glaube, dass die Erinnerungen noch schlimmer waren als die Eindrücke, die ich als Kind hatte. Ich sah Schreckgespenster, Karikaturen von Menschen, Wesen, die kaum etwas Menschliches an sich hatten. Und so sollte mein Kind sein? Die schrecklichen Bilder konnte ich durch das Lesen von Fachbüchern abschütteln.» Diese Lektüre habe den Ingenieur «langsam aus der Begrenzung und aus dem Pessimismus herausgeführt».

Reto ist heute 4½-jährig. Die Eltern haben eine beschwerliche Zeit der Entbehren, der wiederholten Enttäuschungen, aber, wie sie glaubwürdig bekunden, auch der persönlichen Reifung und der Freude mit Reto, der nun *ihr* Sohn ist, hinter sich. Und sie geben sich keinen Illusionen hin. «Wir haben einen langen Weg vor uns, eine gemeinsame Zukunft, die wir zusammen bewältigen müssen, und wir brauchen Freunde, die verbindlich mit uns auf den Weg gehen, uns begleiten, und von denen wir wissen, dass sie auch in Zukunft für uns da sind, wenn wir sie brauchen.»

Diese Worte sprechen für sich, und ich verzichte hier auf eine eingehende Textanalyse. Vielmehr nenne ich die in unserem Zusammenhang interessierenden Hauptlinien, die, gemessen an Hunderten von Eltern geistig behinderter Kinder mit beliebiger medizinischer Diagnose, repräsentativ sind³. Es sei aber betont, dass es sich um allgemeine Trends handelt, von denen sich Einzelfälle beträchtlich unterscheiden können. Es sind dies:

¹ Siehe zum Beispiel A. Bächtold, *Behinderte Jugendliche: Soziale Isolierung oder Partizipation?* Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage, Bern 1981.

² Das vollständige Gespräch ist abgedruckt in: R. Tobler, J. Grond (Hrsg.), *Früherkennung und Früherziehung behinderter Kinder. Voraussetzungen für die Zusammenarbeit in der Praxis*, Bern 1985, 167–182.

³ Siehe zum Beispiel J. Grond, *Früherziehung*, in: R. Tobler, J. Grond (Anm. 2), 94–170; O. Speck, A. Warncke (Hrsg.), *Frühförderung mit den Eltern*, München 1983; P. Sporken, *Eltern und ihr geistig behindertes Kind*, Düsseldorf 1975.

1. Eltern sehen häufig vorerst vor allem die Behinderung, nicht aber ihr Kind. Sie erleben die Behinderung als Unglück, mitunter als Unheil. Das distanziert, erschwert die Entwicklung einer natürlichen Eltern-Kind-Beziehung, was wiederum oft zu Schuldgefühlen führt. Sowohl das Ja zum Kind als auch jenes zu dieser Elternschaft, und manchmal auch zur Partnerschaft, fällt schwer und erscheint vorerst oft als unerträglich und unlösbar.

2. Durch Erfahrung im *Zusammenleben*, allerdings mit fachlicher Begleitung, kann sich die Situation verändern: Der Behinderte wird zum Kind, zum Menschen mit einer Behinderung.

3. Das Unheil wird häufig zur Lebensaufgabe, wenn diese auch mitunter schwer, ja zu schwer wiegt und lastet.

4. Gefragt sind vor allem anderen, ich erinnere, Freunde, «die verbindlich mit uns auf den Weg gehen». Erst dann folgt in dieser arbeitsteiligen Welt der Ruf nach Fachleuten. Dabei ist wichtig zu beachten, dass wir von der Behinderung und nicht von einer Krankheit sprechen. Eine direkte Lebensgefahr besteht also nicht. Behinderte Kinder weisen zwar häufiger als nichtbehinderte auch Krankheiten auf, vor allem als Folge von Organdeformationen. Aber nach Schätzungen sind 40 bis 70% in medizinischem Sinne durchaus gesund. Je schwerer die geistige Behinderung ist, um so häufiger treten auch Krankheiten, insbesondere solche als Folge von Hirnschädigungen (zum Beispiel Epilepsie), auf.

Das Bild und die Wirklichkeit

Und das Hauptergebnis dieser Betrachtung ist: Das ursprüngliche *Bild*, das sich die Eltern von ihrem geistig behinderten Kind machten, erweist sich sehr häufig als *negativ*. Es kann als Vorurteil im Sinne einer nicht selbst erfahrenen und von der Gruppe, in der man lebt, übernommenen Meinung über ein Phänomen, hier über das geistig behinderte Kind, betrachtet werden. Weil aber die betroffenen Eltern so lange, bis sie erfahren, dass ihr Kind geistig behindert ist, einfach Teil der Öffentlichkeit sind, ist zu erwarten, dass sie die Meinung der Öffentlichkeit wiedergeben bzw., dass der grosse Teil der Öffentlichkeit ähnlich reagieren würde, dass auch die meisten von uns solchen Vorurteilen ausgesetzt sind.

Nun ist nicht anzunehmen, dass jedermann sich dieser Vorurteile, dieser negativen Bilder dauernd bewusst ist. Sie sind vielmehr halb bewusst oder verdrängt und von deutlich objektiveren Vorstellungen überlagert, die wir uns aufgrund der in den letzten Jahren verstärkten Information über geistig Behinderte aufgebaut haben.

Aber, so kann man es erklären, unter diesem intellektuellen Überzug schlummern deutlich tiefverwurzelte negative Bilder als latente Gefahr. Die persönliche Betroffenheit durch einen geistig Behinderten, sei es als Eltern, als Verwandte oder Bekannte, lässt dann diese vielleicht archaischen Bilder ins Bewusstsein aufsteigen, und zwar mit solcher Wucht und Dominanz, dass das bloss Angelernte seine Wirkung weitgehend verliert. Ja, dieser Vorgang zeigt, dass der intellektuelle Überzug bloss angelesen oder angehört, nicht aber erlebt und deshalb kurzlebig und wenig zuverlässig ist. Der so betroffene und emotional aufgewühlte Mensch fällt in phylogenetisch ältere Verhaltensmuster zurück. Und es ist eindrücklich, wie selbst betont aufgeklärte und emanzipierte Frauen und Männer (oder diese besonders?) in solchen Situationen, die allein intellektuell nicht verstehbar sind, wie von allen Sinnen verlassen, auf magische Erklärungen und Praktiken zurückgreifen, wie man sie in der Heilkunst der sogenannten Primitiven kennt⁴.

Beispiele: Der Behinderte ist die Strafe einer übernatürlichen Macht für irgendwelche moralischen Übertretungen der Eltern oder naher Verwandter, die dann in die Verantwortung miteinbezogen werden. Behinderung wird also zur Sanktion für vergangene Verfehlungen, insbesondere solche gegen die Körperlichkeit, wobei die Sexualität hier eine entscheidende Rolle spielt. Sie erhält dadurch subjektiv eine tiefere soziale Bedeutung, und diese Sinnerfassung ist es offenbar, die zählt, völlig unabhängig von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Und da die modernen Humanwissenschaften die geistige Behinderung nicht beheben können, ist es nur verständlich, wenn man alle Hoffnung in Praktiken setzt, deren Wirkung verstandesmässig, insbesondere naturwissenschaftlich, nicht erfassbar ist und gerade dadurch unendlich hoffen lässt.

Wer in der Gnade des Glaubens steht, hat es mitunter leichter, obschon gerade dieser Glaube durch den Schicksalsschlag oft tief erschüttert wird, ganz so, wie es im Buche Hiob steht. Mit unterschiedlichem praktischem Ausgang allerdings, denn die Behinderung wird nicht wie bei Hiob die Krankheit und der Verlust behoben, sondern hält lebenslang an. Die *Genesung* und *Be-friedung* muss schon auf geistiger Ebene erfolgen.

Und ein Merkmal der *naiv* Glaubenden: Auch heute noch kann der «Schicksalsschlag» zu einem blossen Erdulden und Ertragen des Behinderten führen, so dass auch das, was getan werden könnte, zum Beispiel therapeutische und erzieherische Massnahmen, unterlassen wird, jetzt allerdings zum Nachteil des Behinderten.

Aber eine Realität sei besonders hervorgehoben, gerade weil sie in der Öffentlichkeit seltener wird und viele Nichtbetroffene so unzeitgemäss anmutet. Ich begegnete Hunderten von Frauen und Dutzenden von Ehepaaren, die, vom Glauben oder einer Lebensauffassung getragen, die Aufgabe der Erziehung ihres geistig behinderten Kindes mit ganzem Einsatz wahrnahmen, ohne dabei vergebenen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung nachzutruern. Die Aufgabe und der aus dem Zusammenleben mit dem behinderten Kind erfahrene Lebenssinn war ihnen In-Halt genug. Aber, fast ausnahmslos mussten sich diese Frauen und Männer von den traditionellen Auffassungen über die Erziehung und über den Lebenswert eines geistig behinderten Kindes lösen. Auffassungen, die mit den Sätzen wie «es lohnt sich doch nicht» oder «was soll der ganze Aufwand, du kannst doch nichts ändern» oder «du verbaust dir deine Zukunft» in einem Gemisch von Vorwurf, Unverständnis, Mitleid und wohl auch geheimer Bewunderung oft genug gerade von engsten Angehörigen geäussert werden. Wer dann noch durchhält, ohne vereinsamt zu resignieren, muss die persönliche Auffassung dessen, was Lebenswert sein könnte, radikal umwerten. Und das ist nichts anderes als eine Loslösung von Bindungen an die Tradition und an die Angehörigen, ein Schritt in die Einsamkeit, genauer in die personhafte Verantwortung. Und diese Situation, in der man sich nicht verstanden fühlt und allein die Verantwortung zu tragen hat, ist es, und nicht das behinderte Kind, was am meisten schmerzt, nicht zuletzt deshalb, weil es eigentlich nicht sein müsste. Auch hier gilt, um mit Buber zu sprechen: «Von einer Bindung frei werden ist ein Schicksal, das trägt man wie ein Kreuz, nicht wie eine Kokarde.»⁵ Es ist aber eine Tatsache, dass diese Loslösung in manchen erst die Voraussetzung für echte persönliche Freiheit schaffte. Es stimmt hoffnungsfroh, dass heute auch diese Seite, vor allem von seiten der betroffenen Eltern, insbesondere Müttern, immer mehr auch öffentlich diskutiert wird.

Bemerkenswert ist nun, dass jemand nicht persönlich und nicht dauerhaft betroffen sein muss, damit die genannten Mechanismen ablaufen. Blosser Begegnungen, etwa bei gutgemeinten, aber unvorbereiteten Besuchen von Heimen für schwer geistig Behinderte, können dasselbe auslösen. Und

⁴ Siehe auch E. Ackerknecht, Geschichte der Medizin, Stuttgart 1979.

⁵ M. Buber, Über das Erzieherische, in: M. Buber, Werke, Band I, Schriften zur Philosophie, München/Heidelberg 1962, 796.

die Folge davon ist eine verstärkte Distanzierung. Dies bestätigt die sozialpsychologischen Ergebnisse, die zeigen, dass negative Einstellungen durch blosser Begegnung (Zooeffekt) eher verstärkt als abgebaut werden. Wirksam sind vorbereitete und begleitete Begegnungen, in denen gemeinsame positive Erlebnisse möglich werden, die danach in Gesprächen aufgearbeitet werden. Aber wer soll und wer will und kann sich diese Zeit nehmen?

4. Stellung des geistig behinderten Menschen in der Vergangenheit, oder: Wie haben wir die Vergangenheit bewältigt?

4.1. Vorbemerkung

Wir suchen nun nach möglichen Wurzeln dieser, wie ich es nannte, tiefverankerten latenten negativen Vorstellungen über geistig Behinderte und fragen, welche Stellung der geistig Behinderte in der Vergangenheit einnahm. Dazu ist zu bemerken, dass es eine systematisch geschriebene Geschichte der behinderten Menschen oder gar der geistig Behinderten nicht gibt. In den zugänglichen Quellen wird zudem nur selten ausdrücklich von «geistig behindert» geredet, in der Regel wird von Kranken, Alten und Behinderten ganz allgemein gesprochen.

Ich beziehe mich deshalb ausschliesslich auf einige wenige Aussagen über geistig Behinderte im vollen Bewusstsein, lückenhaft zu bleiben. Dabei konzentriere ich mich thematisch auf Meinungen zum Lebenswert der geistig Behinderten und lade Sie ein, darüber nachzudenken, wie die Vergangenheit Ihr, unser heutiges *Verhältnis* zum geistig Behinderten geprägt hat.

4.2. Kulturvergleich

Vorweg: Das, von unserem Standpunkt aus betrachtet, Negative wiegt deutlich vor. Geistig Behinderte haben zusammen mit Geisteskranken, abgesehen von Ausnahmen, ein trauriges Los geteilt.

Entscheidend ist dabei, dass *kein* eindeutiger Zusammenhang zwischen der Qualität des Umgangs mit geistig Behinderten und folgenden *soziologischen Kriterien* festgestellt werden konnte, das heisst, unter jedem Kriterium ist jede Art der Behandlung, von der Tötung, Aussetzung, Verwahrlosung über die liebevolle Umsorgung bis hin zu bemerkenswerten Erziehungs- und Integrationsbemühungen beobachtet worden (Angaben der zu diesem Zweck verarbeiteten Literatur sind bei mir erhältlich).

Die Kriterien

a) Der materielle Wohlstand und der Stand der Kulturentwicklung

Bei einigen Naturvölkern, die gegen harte Lebensbedingungen ankämpfen, werden geistig behinderte oder missgestaltete Kinder getötet oder ausgesetzt, sobald die Behinderung bekannt wird. Bei anderen geschieht dies nur in Zeiten höchster Not, sonst werden Behinderte liebevoll, ja zum Teil bevorzugt behandelt⁶.

Umgekehrt war und ist ein relativer Wohlstand allein, etwa bei den Griechen und Römern wie in den Industriegesellschaften dieses Jahrhunderts, kein zuverlässiger Garant für eine bessere Behandlung der geistig Behinderten. So wurden während des Dritten Reiches Tausende von geistig Behinderten umgebracht⁷. Und Burton Blatt und Kaplan publizierten 1967 einen Fotoband «Weihnachten im Fegefeuer», wo sie die Zustände in einer negativen Selektion von 5 US-amerikanischen Anstalten für geistig Behinderte der damaligen Zeit beschreiben. Die Verhältnisse sind unvorstellbar schrecklich, menschenunwürdig⁸.

Doch auch in der Schweiz unserer Tage erlebte ich noch vereinzelte Abteilungen in psychiatrischen Kliniken, wo zum Beispiel 60 geistig behinderte Frauen zwischen 20 und 80 Jahren auf einer einzigen Abteilung von nur 9 Pflegern und Pflegerinnen in beeindruckender Art und Weise zwar gepflegt, im wesentlichen aber vor sich hinvegetieren und mit Medikamenten im Werte von knapp 60 000 Fr./Jahr stark sediert werden, damit ein Überleben überhaupt möglich ist. Nötig wäre zusätzliches Personal mit einem Kostenaufwand von ungefähr 600 000 Fr./Jahr. Es sei aber betont, es handelt sich um Ausnahmen, und sie sind nicht Folge von Böswilligkeit oder schlechtem Willen, man bemüht sich um Verbesserungen. Man wird sich in gewissen Kreisen eben erst in jetziger Zeit bewusst, dass diese Menschen, teils 60 Jahre in der Klinik ohne Förderung und ohne nennenswerte Beschäftigung, auch anders behandelt werden können. Man beginnt auch im schwerst Oligophrenen den Menschen zu sehen. Aber wir sind angesichts der schweren Depersonalisierungssyndrome in der Durchführung von Verbesserungsmaßnahmen fachlich und menschlich noch sehr hilflos.

Daneben verfügen wir über ein, an internationalen Normen gemessen, äusserst differenziertes und gut ausgebautes System der Früherziehung, Sonderschulung und unterdessen auch der geschützten Werkstätten und Wohnheime für geistig Behinderte. Dies zeigt, dass Wohlstand zwar eine Voraussetzung ist, allein aber nicht ausreicht, um geistig Behinderten menschenwürdige Lebensverhältnisse zu garantieren.

Ähnlich steht es mit den Kriterien:

b) *Religion* (Naturreligion, Mehrgott- und Eingottreligionen),

c) *Art der Lebens- und Erwerbsform* (Nomadentum, Jägertum, Agrarwirtschaft, Industriegesellschaft),

d) *politische Systeme* (Stammesorganisationen, monarchische, demokratische, totalitäre Systeme).

Überall *kann jede Art der Behandlung beobachtet werden*. Ausschlaggebend war und ist scheinbar eine vom Solidaritätsgedanken getragene, gepflegte und gelebte Moral, und das ist, wie wir alle wissen, ein besonders gefährdetes und unzuverlässiges Gut, das dauernd geschützt werden will. Geistig Behinderte aber vermögen dies für sich nicht zu tun, sie sind auf Dritte, die ihre Interessen vertreten, angewiesen. Und diese haben mitunter die schwierige Aufgabe, von der Allgemeinheit Unterstützung zu fordern, ohne eine echte, materielle Gegenleistung anbieten zu können. Denn, das obgenannte Beispiel zeigt es: Es ist um ein Mehrfaches billiger, schwerst geistig Behinderte mit Medikamenten «ruhig zu halten», als sie menschenwürdig zu pflegen und zu fördern. Wohlverstanden, ich spreche von jenen Behinderten, einige Hundert in der Schweiz, die entweder nur gepflegt, aber nicht gefördert werden, und von solchen, die trotz guter Förderung lebenslang auf fremde Pflege und Betreuung angewiesen sind. Letztere vermögen zwar Bewusstsein, Lebensfreude und Lebensmut zu entwickeln, sind aber häufig so stark körperbehindert, dass sie die Betreuerin ohne echte Kosteneinsparungen höchstens etwas in den Verrichtungen des täglichen Lebens unterstützen können. Wir sind soweit, dass wir den Wert eines menschenwürdigen Daseins in Franken ausdrücken können! Wo immer Solidarität in der Praxis verweigert wurde, ist der Umgang mit geistig Behinderten zum Unheil für diese geworden, das gilt wohl auch heute.

4.3. Zur Frage des Lebenswertes von geistig behinderten Menschen

Der Athener Platon (427–347 v. Chr.) äusserte sich im «Staat», wo er seine Ansichten über Ethik und Dialektik und die Idee seines Idealstaates darlegte, wie folgt über die Behandlung verkrüppelter Kinder: «...

⁶ Siehe zum Beispiel J. Koty, Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern, Stuttgart 1934.

⁷ B. Müller-Hill, Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933–1945, Reinbek bei Hamburg 1984.

⁸ B. Blatt, F. Kaplan, Christmas in purgatory, Boston 1967; B. Blatt, Fegefeuer, in: R. B. Kugel, W. Wolfensberger (Hrsg.), Geistig Behinderte – Eingliederung oder Bewahrung? Stuttgart 1974, 17–26.

die jedesmal gebornen Kinder nehmen die dazu bestellten Obrigkeiten an sich ... Die Neugeborenen der Schlechteren aber, und wenn eines von den andern verstümmelt geboren ist, werden sie, wie es sich ziemt, in einem unzugänglichen und unbekannten Orte verbergen.»⁹ Und zum Recht auf Heilbemühungen allgemein sagt Plato: «Wer an Leib und Seele gutgeartet ist, soll durch die Heilkunde gepflegt werden. Diejenigen, die nur dem Leibe nach gutgeartet sind, die sollen sie sterben lassen; die aber der Seele nach bössartig und unheilbar sind, (die sollen sie) selbst umbringen.»¹⁰ Die Begründung dafür, und die ist wichtig, gibt er mit Berufung auf Asklepios, den Gott der Heilkunst: «... weil er weder sich selbst noch dem Staate nützt».¹¹ Auf unser Thema angewendet heisst das: Behinderte Kinder sollen entweder an einem unzugänglichen und unbekannten Ort verborgen oder dann getötet werden, denn ihr Leben ist für sie und für den Staat nutzlos.

Solche Forderungen sind nur verständlich, wenn man beachtet, dass nach Plato der einzelne, aber auch Ehe und Familie den Interessen der Allgemeinheit untergeordnet werden. Nach diesem Verständnis von Sittlichkeit ist es nur konsequent, wenn der einzelne fallengelassen wird, sobald er dem Staate nicht mehr dienen kann oder diesen gar belastet, und wenn das Abtreiben der Leibesfrucht und die Aussetzung der schwachen und behinderten Kinder nicht bloss erlaubt, sondern zur Pflicht wird.¹²

Für jene, die die Interessen und die Würde des einzelnen grundsätzlich vor jene des Staates stellen, sind die zitierten Ansichten Platons unsittlich. Keine der beiden Ansichten kann aber aus *sachlichen* Prinzipien abgeleitet werden. Daraus folgt: Was in einer bestimmten Zeit gilt, wird von Menschen bestimmt, ist Teil des Zeitgeistes, der zum Teil durch Autoritäten geprägt wurde. Dies gilt auch heute!

Man hat den Rat Platons befolgt und warf die missgestalteten und hochgradig schwachsinnigen Kinder in die Schluchten des Taygetos-Gebirges. Dies zumindest, solange strenge Klassizität in Sitte und Kunst herrschte. Als aber die Verfallsperiode eintrat, fand man an missgestalteten Kindern Lust und Freude, und man benutzte sie als komische Figur zur Erheiterung und stellte sie auch kunstfertig dar, wie die zahlreichen hellenistischen Grottesköpfe zeigen, die die verschiedenen Typen und Grade des Schwachsinn in vollendeter Wirklichkeit widerspiegeln.¹³

Denn ihr Leben ist für sie und den Staat nutzlos!

Diese Begründung kehrt wieder, sie scheint zeitlos zu sein. Einmal bei Dr.

Martin Luther, wie in seinen Tischreden nachgelesen werden kann. Er war überzeugt, dass geistig Behinderte entweder als «Söhne des Satans» gefährlich sind oder als seelenlose «*massa carnis*» ein sinnleeres Leben führen. Deshalb empfahl er dem Kurfürsten zu Sachsen und dem Fürsten zu Anhalt, einen solchen in der Moldau zu ersäufen. Und als diese seinen Rat ablehnten, griff er zu seinen eigenen Mitteln: «So sollen sie in der Kirche die Christen ein Vater unser beten lassen, dass der liebe Gott den Teufel wegnehme.»¹⁴

Dann, zum Beispiel 1907, als in Hamburg fortschrittliche Damen in öffentlichen Versammlungen «Gesetze für die Vernichtung körperlicher und geistiger Krüppel» forderten¹⁵, mit dem zusätzlichen Hinweis, die Ärmsten seien von ihrem elenden Dasein zu erlösen, die Pflegekosten seien Verschwendung an völlig untuglichen Objekten.

Schliesslich 1920 in der vom Juristen K. Binding und vom Psychiater A. Hoche veröffentlichten Schrift «Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Mass und ihre Form». Ich zitiere daraus: «Die zweite Gruppe besteht aus den unheilbaren Blödsinnigen ... Ihr Leben ist absolut zwecklos, aber sie empfinden es nicht als unerträglich. Für ihre Angehörigen wie für die Gesellschaft bilden sie eine furchtbar schwere Belastung. Ihr Tod reisst nicht die geringste Lücke – ausser vielleicht im Gefühl der Mutter oder der treuen Pflegerin. Da sie grosser Pflege bedürfen, geben sie Anlass, dass ein Menschenberuf entsteht, der darin aufgeht, absolut lebensunwertes Leben für Jahre und Jahrzehnte zu fristen ... Auch finde ich weder vom rechtlichen noch vom sozialen, noch vom sittlichen, noch vom religiösen Standpunkt aus schlechterdings keinen Grund, die Tötung dieser Menschen, die das furchtbare Gegenbild echter Menschen bilden und fast in jedem Entsetzen erwecken, der ihnen begegnet, (nicht) freizugeben – natürlich nicht an jedermann! In Zeiten höherer Sittlichkeit – der unseren ist aller Heroismus verloren gegangen – würde man diese armen Menschen wohl amtlich von sich selbst erlösen. Wer aber schwänge sich heute in unserer Entnervtheit zum Bekenntnis dieser Notwendigkeit, also solcher Berechtigung auf?» (S. 32). Diese Argumente, wissenschaftlich fundiert und mit entsprechendem Gewicht propagiert, wurden zu einer der wichtigsten Grundlagen für die Vernichtungsaktionen im Dritten Reich. Haben wir all das endgültig überstanden?

Sicher nicht jene, die eine Abtreibung als *intrauterine Euthanasie* betrachten. Denn seit die vorgeburtliche Diagnostik von Missbildungen in den 70er Jahren eingeführt wurde, stehen wir vor einer völlig neuen

Situation. Zweck der vorgeburtlichen Diagnostik ist es, «Eltern schwer behinderter Kinder durch Ausschaltung des Wiederholungsrisikos gesunde Nachkommen zu ermöglichen. In anderen bekannten Risikosituationen, namentlich bei erhöhtem mütterlichen Alter, geht es darum, die Geburt von Kindern mit schweren körperlichen und geistigen Störungen zu verhindern ... Das Ziel kann allerdings nur erreicht werden durch einen Abbruch von Schwangerschaften, bei denen eine der befürchteten Anomalien nachgewiesen wird.»¹⁶

Und ein Kinderarzt: «Die Ursachenforschung ihrerseits kann im Idealfall zur Verhinderung einer geistigen Fehlentwicklung führen, z. B. Abtreibung von Embryonen mit schweren Chromosomenanomalien ...»¹⁷. Damit die Folgerungen besser verstanden werden, schildere ich kurz den Ablauf der vorgeburtlichen Diagnostik.

Es wird den Eltern empfohlen, sich schon vor der Schwangerschaft zu entscheiden, ob sie die genetische Untersuchung durchführen lassen wollen. Sinnvoll ist die Untersuchung nach weitverbreiteter Fachmeinung dann, wenn die Eltern entschlossen sind, bei nachgewiesener Missbildung die Schwangerschaft abubrechen. Begründung: Die Untersuchung ist nicht völlig risikolos und verursacht viel Arbeit. In diesem Prozess können sich die Eltern in den genetischen Abklärungsstellen oder bei andern medizinischen Spezialisten beraten lassen. Die Untersuchung selber erfolgt ambulant, indem man der Mutter in der 16. Schwangerschaftswoche mit einer Nadel durch die Bauchdecke hindurch etwa 15 cm³ Fruchtwasser entnimmt. Dieses wird in den Instituten für medizinische Genetik untersucht. Wenn der Befund positiv ist und die Mutter den Abbruch immer noch wünscht, so kann dieser gemäss Art. 120 StGB auf ein Gutachten des Genetikers hin legal vorgenommen werden. Er soll nicht kompliziert sein;

⁹ Platon. Der Staat. Übersetzung von F. Schleiermacher und erläutert von J. H. v. Kirchmann, Berlin 1870, S. 232 (5. Buch, IX, 460).

¹⁰ Ebd. S. 149 (3. Buch, XVII, 410).

¹¹ Ebd. S. 145 (3. Buch, XV, 407).

¹² Siehe Kommentar 142 in: ebd. S. 234 (5. Buch, X, 461).

¹³ M. Kirmsse, Der Schwachsinnige und seine Stellung im Kulturleben der Vergangenheit und der Gegenwart, in: Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger 42 (1922) Nr. 6.

¹⁴ M. Luther, Tischreden 1540, in: Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe, Tischreden Bd. 5, Nr. 5207, Weimar 1916, 9.

¹⁵ Siehe Zeitschrift: Der alte Glaube, 1907, Nr. 7.

¹⁶ W. Schmid, Genetik, Chromosomenanomalien, Geburtsgebrechen, Zürich 1981, 46.

¹⁷ Th. Gysin, Früherfassung von geistigen Entwicklungsstörungen in der pädiatrischen Praxis, in: R. Tobler, J. Grond (Anm. 2) 58.

die Mutter muss dazu einige Tage im Spital bleiben.¹⁸ Technisch eine einfache Sache, wie so vieles in unserer Zeit.

Nun, hier geht es nicht um die Frage *für oder gegen den Schwangerschaftsabbruch, und auch nicht für oder gegen spezielle Indikationen*. Was uns interessiert, ist

- die *Begründung* für die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs, wenn ein behindertes Kind zu erwarten ist,
- die *Umstände*, unter denen der Entscheid zustande kommt, sowie
- die *Auswirkungen* dieser neuen Praxis auf den Umgang mit geistig Behinderten in unserer Zeit.

Zur Begründung des Schwangerschaftsabbruchs: Es wird davon ausgegangen, dass ein behindertes Kind eine Mutter so stark belastet und die Gefahr gross ist, dass bei dieser schwere und dauernde gesundheitliche Schäden entstehen. Und um diese abzuwenden, ist der Schwangerschaftsabbruch nach Art. 120 StGB, zumindest nach heutiger Praxis, straffrei. Mit anderen Worten: Das behinderte Kind wird als unzumutbare Belastung für die Mutter betrachtet. In der Praxis wird selbstverständlich konkreter, viel differenzierter und mit grossem Ernst begründet und um einen Entscheid gerungen. Immer aber basiert der Entscheid für den Schwangerschaftsabbruch letztlich auf folgenden, mehr oder weniger bewussten Meinungen: Behinderte Kinder sind *medizinisch*, selten wird das Pädagogische berücksichtigt, nicht therapierbar, daher nicht trag- und zumutbar für die Eltern und für die Öffentlichkeit; sie brauchen nicht geboren zu werden, weil ihr Leben nicht lebenswert ist¹⁹.

Und genau diese Auffassungen sind empirisch widerlegt durch die vielen Eltern und die vielen geistig Behinderten, die ein durchaus sinnvolles Leben führen, durch solche Begründungen aber in arge Not geraten. Ob solche Menschen für die Öffentlichkeit tragbar sind, das allerdings ist eine dringend zu diskutierende Frage. Sie dürfte aber niemals aufgrund von mangelnder Information oder Vorurteilen über geistig Behinderte entschieden werden, und vor allem dürfte dabei nicht vergessen werden, dass die Entwicklung des geistig Behinderten in sehr hohem Masse von den ihm gebotenen Lebens- und Lernmöglichkeiten und von der Einstellung der Öffentlichkeit abhängt. Die organische Schädigung *behindert* zwar die Entwicklung mitunter sehr stark, aber sie *verhindert sie nicht*. Und genau das wird in vielen Begründungen ausser acht gelassen.

Kommen wir zu den Umständen, unter denen die Beratung und Entscheidungsfindung stattfindet. Auch hier seien nur die Kernpunkte genannt. Es treffen Eltern, die

über geistige Behinderung wenig bis nichts Objektives wissen, dafür aber mit negativen Vorurteilen behaftet sind, auf einen Berater, für den die geistige Behinderung, wie wir hörten, eine gefürchtete Anomalie ist, der die Verhinderung solchen Lebens als Idealfall ansieht, der die vorgeburtliche Diagnostik als Fortschritt der Medizin wertet und stolz darauf ist, dass es nun möglich ist, krankes Leben zu verhindern, und der oft genug wenig über Lebensformen geistig Behinderter weiss. Dass diese Bedingungen den Verlauf der Beratung auch oder gerade unbewusst beeinflussen, ist, gestützt auf alle Ergebnisse der Kommunikationspsychologie, als wahrscheinlich anzunehmen. In diesen Fragen gibt es nämlich keine neutrale Haltung, da, wo so schwerwiegende Güter wie Tod oder Leben gegeneinander abgewogen werden.

Damit aber können wir auch feststellen, dass hier einseitiges Wissen und Vorurteile über geistig Behinderte zu Vor-entscheidungen in Fragen über Leben und Tod der geistig Behinderten führen. Und das ist eines sozialen Rechtsstaates unwürdig, und *zwar völlig unabhängig von der grundsätzlichen Einstellung zum Schwangerschaftsabbruch*.

Und die Folgen dieser Praxis: Da mir dazu keine Untersuchungen bekannt sind, muss ich mich auf meine Erfahrung stützen, und die zeigt folgende Tendenz: Aus der Möglichkeit, unter bestimmten Umständen die Schwangerschaft bei vorliegender Behinderung straffrei abubrechen, wird schleichend ein allgemeines Recht und in gewissen Kreisen sogar eine Pflicht gemacht.

Konkret: Es besteht einerseits die Gefahr, dass Eltern routinemässig, das heisst ohne genaue Überprüfung *für* den Abbruch entscheiden, weil man ja scheinbar das Recht dazu hat. Andererseits gibt es Frauen, die aufgrund der Vorurteile und der Möglichkeiten des Abbruchs sich dazu verpflichtet fühlen. Dies, weil sie sich einerseits der Erziehung eines scheinbar so schwierigen Kindes nicht gewachsen fühlen, sie möchten es ja recht machen, andererseits, weil sie den Mut nicht haben, die Öffentlichkeit mit ihrem Kind zu belasten. Und wir sind soweit, dass Frauen, die, aus welchen Gründen auch immer, zum Beispiel ihr mongoloides Kind ausgetragen haben, für ihr unverantwortliches Tun zur Rede gestellt werden. Platon steht bei der Begründung Pate; oder ist es etwas viel Älteres in uns?

5. Zur Förderung geistig Behinderter

Trotz und neben diesen latenten Gefahren wurde die Situation des geistig Behinderter vor allem in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts ausserordentlich verbessert, was man am deutlichsten an den bestehenden Einrichtungen für geistig Behinderte ab-

lesen kann. Heute kann jedes geistig behinderte Kind ab Geburt vorerst durch die Früherziehung betreut werden. Diese heilpädagogische Massnahme, meistens in den Familien der Behinderten durchgeführt, will vor allem die Eltern in der Erziehung ihres Kindes unterstützen, indem man mit ihnen zusammen Möglichkeiten der Förderung und Erziehung sucht und durchführt. Fugenlos können dann geistig Behinderte Sonderschulen, heute vermehrt von zu Hause aus, besuchen und als Erwachsene teils in der offenen Wirtschaft, teils in geschützten Werkstätten beschäftigt und in der Familie, in Wohngruppen oder Wohnheimen ein Zuhause finden.

Alle diese Einrichtungen dokumentieren eindrücklich die Bereitschaft von Gesetzgeber und Volk, für geistig Behinderte etwas zu tun. Die grosse Aufgabe, die uns bleibt, ist zu versuchen, diesen Menschen nebst der fachlichen Hilfe auch in der Öffentlichkeit einen ihnen entsprechenden Platz einzuräumen. Dazu müssen beide, Behinderte und Nichtbehinderte, noch viel lernen. Dieses Wagnis brächte uns zwar kaum materielle Werte, aber mit angemessenem Anspruch versucht, vermöchte es unser Bewusstsein von Mensch und Welt wesentlich zu erweitern, was jeden einzelnen sich selber und seinen Mitmenschen näher bringen könnte.

6. Folgerungen

Nachdem einige Aspekte des Umgangs mit geistig Behinderten dargelegt wurden, will ich zum Schluss versuchen, daraus einige Empfehlungen und Perspektiven abzuleiten.

6.1. Niemand soll sich moralisch verpflichtet fühlen, mit geistig Behinderten besonders freundlich umzugehen oder gar einen überbordenden Eifer zu entwickeln. Das wäre kontraproduktiv.

6.2. Hilflosigkeit und Scheu bei Nichtbehinderten sind weitverbreitet und zeigen unseren kulturellen Stand im Umgang mit Randgruppen ganz allgemein. Wer mit geistig Behinderten zu tun hat, lasse sich deshalb informieren und versuche, ihnen so «normal» wie möglich nach gesundem Menschenverstand zu begegnen.

6.3. Das Muster «geistig Behinderte sind arme Geschöpfe und mitleidbedürftig» ist kontraproduktiv. Hilfreicher ist die offene Haltung des Fragens: Was vermag dieser Mensch auch mir zu geben?

6.4. Die Frage des Lebenswertes von geistig Behinderten ist kritisch aufgrund der ge-

¹⁸ W. Schmid (Anm. 16) 46–48.

¹⁹ Siehe auch T. Schroeder-Kuhn, Schwangerschaftsabbruch – Ethische Probleme bei der genetischen Beratung, in: Zeitschrift Geistige Behinderung 21 (1982) Heft 4, S. 224–236.

samen Lebenssituation dieser Menschen, und nicht gestützt auf einseitiges Wissen und Vorurteil, zu diskutieren.

6.5. Die Öffentlichkeit sollte sich vermehrt um die Einrichtungen für geistig Behinderte interessieren, damit diese politisch mitgetragen werden. Die Behindertenhilfe ist nämlich Teil des gesellschaftlichen Lebens. Sie hat sich deshalb immer wieder neu und im Hinblick auf die jeweiligen gesamtpolitischen Verhältnisse zu legitimieren. Sie darf aber auch Anspruch erheben, als Aufgabe des Staates jene Aufmerksamkeit und Bedeutung zuerkannt zu erhalten wie etwa Wirtschaft, Landesverteidigung und Verkehr. Niemals dürfte sie, nur weil sie auf der belastenden Seite des Staatshaushaltes steht, schutzlos dem Diktat der Produktionszweige ausgesetzt werden. Eine angemessene Ausbildung und Betreuung der Behinderten ist grundsätzlich, nicht aber in ihrem ökonomischen Aufwand, unabhängig von der Finanzlage unseres Staates zu garantieren.

6.6. Professionelle Behindertenhilfe ist letztlich Lebenshilfe für die Behinderten. Ihre Bemühungen kommen aber nur dann zum Tragen, wenn das Leben der Behinderten nicht durch die Nichtbehinderten behindert wird. Behindertenhilfe ist deshalb als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu verstehen, die nur dann für alle Teile befriedigend gelöst werden kann, wenn Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam ihren Teil dazu beitragen. Dazu gehört auch die Sicherstellung leistungsfähiger Institutionen. Darüber hinaus gibt es aber Anliegen, die jeden Bürger direkt angehen. Achten wir darauf, dass diese nicht an der Oberfläche stehen bleiben. Die Forderung nach «gängigen» Strassen, öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen für Behinderte, gemeint sind hier vor allem Körperbehinderte, prägt sich allmählich in das kollektive Bewusstsein ein und wird auch hier und dort realisiert. Das ist ein anerkennenswerter Fortschritt, selbst dann, wenn diese Begehren ohne ideelle Untermauerung berücksichtigt werden.

Was aber weit mehr Not tut, ist die Entwicklung «gängiger» *kollektiver Lebenseinstellungen*, die es allen Behinderten und Nichtbehinderten ermöglichen, sich als Glieder einer menschlichen Gemeinschaft zu fühlen,

– in der jedem von Menschen geborenen Wesen eine sinnvolle Funktion zuerkannt wird,

– in der jedermann unabhängig von seinem ökonomischen Wert und trotz allfälliger Behinderungen sich selbst akzeptieren kann und sich nicht nur als Ballast der Öffentlichkeit vorkommen muss. Dies bedingt allerdings, dass der Wert «soziale Sicher-

heit» nicht gleichgesetzt wird mit «Sicherung des materiellen Existenzminimums». Vielmehr sollte sie verstanden werden als Möglichkeit, Leistungen zu erbringen, die von andern anerkannt werden, als Zusicherung, die eigenen Möglichkeiten ausschöpfen zu können, und als Gewissheit, sich im Notfall auf andere verlassen zu können, auch in materieller Hinsicht, ohne gleich abgesondert zu werden,

– in der das Verbindende, die «menschliche Berufung» und nicht das Trennende, die «unterschiedliche Leistungsfähigkeit» betont wird,

– in der alle Existenzformen und Phasen des menschlichen Daseins, wie Behinderung, Krankheit, Kindheit, Alter als naturgegeben, ideell gleichwertig und als notwendig zur Erhaltung einer ausgewogenen menschlichen Kulturgemeinschaft anerkannt werden,

– in der nicht bloss die soziale Brauchbarkeit jener respektiert wird, die berufsmässig zur geistigen Entwicklung eines Volkes beitragen wollen, wie etwa Philosophen, Schriftsteller, Künstler, Theologen, Lehrer und Politiker, sondern auch der ideelle Aufforderungscharakter der sogenannt Randständigen beachtet wird. Behinderte etwa

vermöchten durch ihre existentielle Echtheit und Glaubwürdigkeit, als Originale und nicht durch irgend eine Berufsfunktion, nachhaltig zur Besinnung aufzurufen, das Bewusstsein zu erweitern, mitunter in Ärgernis erregender Art und Weise allgemein menschliche Bedürfnisse vorzuleben. Voraussetzung hierfür ist, dass sie zur Kenntnis genommen und erhört werden, dass man mit ihnen zusammenlebt, dass man zu dieser Begegnung befähigt. Hierzu ist, ich wiederhole, eine radikale, das heisst an den Wurzeln ansetzende Überprüfung und Änderung unserer Wertvorstellungen notwendig. Dies ist ein Prozess, der heute infolge der Ernüchterung auf unsere offensichtlich einseitig orientierte Leistungsgesellschaft von immer mehr Menschen versucht wird.

Und das Institut für Fort- und Weiterbildung der Katecheten wird, das hat es bereits bewiesen, seinen Teil dazu beitragen. Die Kirche hat mit dieser Pionierleistung ein Zeichen gesetzt. Es werden Gesandte der Kirche als Freunde, nicht als Funktionäre, zu geistig Behinderten und ihren Angehörigen kommen, so dass sich diese durch ihre Kirche besser verstanden fühlen können als bisher. Möge dies gelingen.

Jörg Grond

Die Firmung – ein Ritus ohne Folgekosten?

Fragt man einen Christen nach seinem Geburtsdatum, erhält man umgehend die richtige Antwort. Stellt man aber die Frage nach dem Taufdatum, wird die Antwort in den weitaus meisten Fällen ein Achselzucken sein. Und die Erinnerung an das Datum der Firmung? Das liesse sich wohl nur aus dem Taufschein eruieren. Haben wir es hier also mit einem eher «vergessenen» Sakrament zu tun, sieht man einmal vom obligaten Firmgeschenk ab?

Die Firmung im Verständnis der Theologie

Im heutigen theologischen Verständnis wird die Firmung in organischem Zusammenhang mit der Taufe als deren «Vollendung» gesehen¹. Taufe und Firmung bilden zusammen die sakramentale Feier der Geistvermittlung. Dabei greift die Feier der Firmung einen Teilaspekt der Tauffeier heraus: das uns geschenkte Heil als Gabe des Heiligen Geistes. Das kommt in der Fassung der neuen Firmliturgie zum Ausdruck: «Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist.» Das heisst mit anderen Worten: Jetzt brauchst du nichts zu leisten. Jetzt handelt Gott an dir. Jetzt wirst du beschenkt.

Aus diesem Bewusstsein heraus soll der zu Firmende den Mut fassen, die Forderung zu bejahen, die sich aus einem christlichen Leben ergibt. Dieses Ja kommt zunächst durch das vor der Spendung gesprochene Glaubensbekenntnis zum Ausdruck. Damit wird personal vollendet, was in der Taufe als Vorausgabe empfangen und stellvertretend durch die Taufpaten angenommen worden war. Gewiss ist die Feier der Firmung eine einmalige, unwiederholbare Handlung, die in einer bestimmten Stunde vollzogen wird. Die innere Wirkung des Sakramentes aber ist nicht als einmaliges, punktuell Geschehen zu verstehen. Gottes Geist ist eine Kraft, die den Menschen mehr und mehr ergreifen will und deshalb nach einem immer neuen Sich-Öffnen des Menschen verlangt. Die richtig verstandene Firmung hat also durchaus ihre Folgen. Welcher Art können sie sein?

Die Gabe des Geistes im Leben des einzelnen

Wer ja sagt zum Empfang des Heiligen Geistes, erklärt sich damit bereit, sein Leben, Tun und Lassen *vom Geist Jesu bestimmen zu lassen*. Das bedeutet zugleich, sich

¹ Vat. II, Liturgiekonstitution, Nr. 71; Kirchenkonstitution, Nr. 11.

dem widerchristlichen Geist zu versagen, sich nicht an fremde Götter und Götzen auszuliefern; um jene innere Freiheit ringen, wie sie Christus eigen war. Das kann angesichts einer oft manipulierten öffentlichen Meinung ein recht mühsames Geschäft sein. Engagement ohne sichtbaren «Erfolg» ermüdet nicht nur, es entmutigt auch. Deshalb braucht es das Bewusstsein, dass Gottes Geist den führt, der sich ihm überlässt; dem beisteht, der sich von ihm helfen lassen will.

So ergibt sich ein Zweites: *um die Führung des Geistes beten*. Gottes Geist ist der Geist der unverdienen Gnade, der sich durch kein menschliches Tun herbeizwingen lässt. Modellhaft zeigt uns das Lukas in der Apostelgeschichte, wenn er dem Pfingstereignis das Verharren der Gemeinde im Gebet vorausschickt². Der Seelsorger kann jungen Menschen keinen grösseren Dienst erweisen als sie dieses Beten zum Heiligen Geist zu lehren. Denn nach Origenes führt der Geist immer zum «Wort», das heisst zu Christus. Christus aber führt zum Vater. Im Blick auf die Apostelgeschichte wird auch deutlich, dass neben das persönliche immer auch das gemeinsame Beten treten sollte.

Aus solchem Beten wird sich ein Drittes herauskristallisieren: die Gabe der *Unterscheidung der Geister*. Angesichts des religiösen und weltanschaulichen Pluralismus ist sie dringlicher denn je gefragt. Der Christ ist in diese vielgestaltige, oft zwiespältige Welt gesandt, um sie mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen. Er muss sich ihr zuwenden, ohne sich von ihr absorbieren zu lassen. Das setzt einerseits ein hohes Mass an Unterscheidungsgabe, andererseits den Mut zur Entscheidung und damit auch zum Risiko voraus. Eigenschaften, die man auch den vielen Verantwortlichen in der Kirche nur wünschen kann.

Die Geistgabe im Leben der Pfarrei

Die Firmfeier ist nicht nur Mitteilung der Geistgabe an den einzelnen und damit verbunden Anruf zum persönlichen Einsatz in der Kirche. Die Gemeinde (Pfarrei) als ganze muss ebenso sich immer neu bereiten, den Geist zu empfangen. Wo der Erfahrungshintergrund einer lebendigen Gemeinde fehlt, kommt auch die Kraft der Firmgnade beim einzelnen schnell zum Erliegen.

Wo Gottes Geist wirkt, wird er in der *Alltagsliebe* zum Ausdruck kommen. Es gibt viele kleine Nöte, die an sich nicht von besonderer Bedeutung sind. Aber deren Summe kann einen einzelnen überfordern, verbittern oder verkümmern lassen. Deshalb bräuchte eine Gemeinde ein Netz von Kontaktstellen, die imstande sind, nicht organisierbare Hilfen anzubieten. Das erfor-

dert auf die Dauer mehr als nur Humanität, nämlich Kraft aus dem Geist Jesu.

Eine lebendige Gemeinde sollte auch Möglichkeiten zum *gemeinsamen Beten* anbieten. Etwa Gruppen zum Lesen der Bibel, wo man auch frei beten, Erfahrungen und Sorgen mitteilen, Hilfe und Rat erfahren darf. Dazu bedarf es keiner enthusiastischen Gebärden oder Zungenreden, mögen diese auch ihren berechtigten Platz haben. Es gibt nämlich neben dem amtlichen Gottesdienst der Pfarrei und dem privaten Gebet des einzelnen Freiräume, die heute meist nur von Sekten besetzt werden, mancherorts mit wachsendem Erfolg. Beten in der Gruppe bietet eine Möglichkeit der Glaubenserfahrung, die es anders nicht gibt und die gerade von der jungen Generation gesucht wird.

Eine vom Geist Gottes erfüllte Gemeinde müsste *offene Türen* haben. In ihr sollten alle leben und mitarbeiten dürfen, die es nur wollen. In ihr sollten auch Menschen Ideen und Initiativen einbringen können, die nach dem strengen Massstab der Rechtgläubigkeit vielleicht noch nicht im vollen Sinn römisch-katholisch sind. Vorausgesetzt bliebe allerdings, dass sie nicht die Absicht haben, die Kirche ideologisch zu unterwandern oder umzufunktionieren. Angesichts der Gefahr einer innerkirchlichen Polarisierung sind heute Geduld, Bereitschaft zum Hören und Weite des Denkens besonders gefordert. Eine echt christliche Gemeinde darf nie zum Ghetto erstarren, sie muss anziehend und einladend für alle Menschen guten Willens bleiben³.

In jeder Pfarrei werden sich Menschen finden, die nicht viel von sich reden machen. Sie können die Last der andern tragen, ohne zu jammern. Sie geben, ohne zu rechnen, was sie dafür zurückbekommen. Sie können schweigen, wo andere leeres Stroh dreschen. Sie bewahren sich eine unerschütterliche Hoffnung für die konkrete, oft armselig erscheinende Kirche, weil sie eben die vom Heiligen Geist zusammengeführte Kirche Jesu Christi bleibt. Solche Menschen werden an der Kirche nicht irre. Es sind diese Stillen, die im letzten eine Gemeinde durchtragen. Es wäre die schönste Entfaltung der Tauf- und Firmgnade, wenn wir alle mehr und mehr zu solcher Reife der Freiheit und Liebe heranwachsen würden. Dann wäre die Firmung mehr als ein Ritus, nämlich ein nie versiegender Lebensquell⁴, «Überwindung von Trauer und Angst»⁵.

Markus Kaiser

² Ap 1,14.

³ Tit 3,4-5.

⁴ *Allgemeine Gebetsmeinung für Dezember*: «Für eine grössere Wertschätzung des Sakramentes der Firmung».

⁵ Botschaft der Bischofssynode 1985.

Dokumentation

Der Friede, Wert ohne Grenzen Nord-Süd, Ost-West: ein einziger Friede

1. Friede als universaler Wert

Zum Beginn des neuen Jahres erneuere ich unter dem Antrieb Christi, des Friedensfürsten, die Verpflichtung auf die Sache des Friedens, zu der sich der Papst und die ganze katholische Kirche bekennen. Zugleich richte ich an jeden einzelnen und an alle Völker der Erde meinen aufrichtigen Gruss und beste Wünsche: Friede sei mit euch allen! Friede sei in allen Herzen! Friede ist ein so wichtiger Wert, dass er immer wieder neu verkündet und stets gefördert werden muss. Es gibt kein menschliches Wesen, dem Friede nicht zum Vorteil gereicht. Es gibt kein menschliches Herz, das nicht erleichtert ist, wenn Friede herrscht. Alle Nationen der Welt können ihre miteinander verbundene Zukunft nur dann verwirklichen, wenn sie gemeinsam den Frieden als universalen Wert fördern.

Zu diesem 19. Weltfriedenstag im Internationalen Jahr des Friedens, das die Vereinten Nationen verkündet haben, biete ich jedermann als Botschaft der Hoffnung meine tiefe Überzeugung an: «Friede ist ein Wert ohne Grenzen.» Er ist *ein Wert, der Antwort gibt auf die Hoffnungen und Sehnsüchte aller Menschen und Nationen*, von jung und alt, von allen Männern und Frauen guten Willens. Das ist meine Botschaft an jeden einzelnen, insbesondere aber an die Lenker der Welt.

Die Frage des Friedens als eines universalen Wertes muss mit äusserster intellektueller Redlichkeit, mit ehrlichem Herzen und wachem Verantwortungsbewusstsein für sich selbst und für die Völker der Erde angegangen werden. Ich möchte die Verantwortlichen für politische Entscheidungen, welche die Beziehungen zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West betreffen, bitten, sich davon überzeugen zu lassen, dass es *nur einen Frieden* geben kann. Alle, die über die Zukunft dieser Welt entscheiden, ungeachtet ihrer politischen Einstellung, ihres ökonomischen Systems oder ihres religiösen Bekenntnisses, sind aufgefordert, zur Errichtung eines einzigen gemeinsamen Friedens beizutragen auf der Grundlage sozialer Gerechtigkeit und der Würde und Rechte jeder menschlichen Person.

Diese Aufgabe erfordert eine tiefe Offenheit für die ganze Menschheit und die Überzeugung, dass alle Nationen der Welt

aufeinander bezogen sind. Diese gegenseitige Beziehung drückt sich in einer Abhängigkeit aus, die sich als höchst vorteilhaft oder auch als tief zerstörerisch erweisen kann. Darum bilden weltweite Solidarität und Zusammenarbeit ethische Forderungen, die sich an das Gewissen der einzelnen wie auch an die Verantwortung aller Nationen richten. *In diesem Kontext ethischer Forderungen* möchte ich mich zum 1. Januar 1986 an die ganze Welt wenden und den universalen Wert des Friedens verkünden.

2. Bedrohungen des Friedens

Wenn wir diese Sicht vom Frieden am Beginn eines neuen Jahres vorlegen, sind wir uns zutiefst bewusst, dass der Friede gegenwärtig noch ein Wert ist, der auf sehr schwachen Fundamenten ruht. Auf den ersten Blick scheint unser Ziel, Frieden zu einer absoluten Verpflichtung zu machen, utopisch zu sein, weil unsere Welt im Bereich von einander entgegenstehenden politischen, ideologischen und ökonomischen Gruppen allzu deutlich ein übertriebenes Eigeninteresse zeigt. Im Griff solcher Systeme werden führende Persönlichkeiten und Gruppen dazu verleitet, ihre Sonderinteressen und ihre ehrgeizigen Ziele im Bereich von Macht, Fortschritt und Wohlstand zu verfolgen, ohne hinreichend auf die Notwendigkeit und Pflicht internationaler Solidarität und Zusammenarbeit zugunsten des Gemeinwohls aller Völker der Menschheitsfamilie zu achten.

In dieser Situation bilden sich dauerhafte *Blöcke*, die Völker, Gruppen und einzelne spalten und in einen Gegensatz zueinander bringen und so den Frieden anfällig machen und schwere Hindernisse für den Fortschritt errichten. Positionen verhärten sich dann, und der übertriebene Wunsch, den eigenen Vorteil zu wahren oder den erlangten Anteil zu vergrössern, wird oft zur allesbeherrschenden Handlungsmaxime. Das führt zur Ausbeutung der anderen, und die Spirale entwickelt sich auf eine Polarisierung hin, die sich von den Früchten des Eigeninteresses und des wachsenden Misstrauens gegenüber anderen nährt. In einer solchen Lage *leiden gerade der Kleine und der Schwache, der Arme und der ohne Stimme am meisten*. Das kann unmittelbar zutreffen, wenn ein armes und relativ wehrloses Volk gewaltsam in Abhängigkeit gehalten wird. Das kann auch indirekt geschehen, wenn wirtschaftliche Macht dazu missbraucht wird, um Völkern ihren rechtmässigen Anteil zu verweigern und sie in sozialer und wirtschaftlicher Abhängigkeit zu halten, wodurch Unzufriedenheit und Gewalt erzeugt werden. Beispiele hierfür gibt es heute leider allzu viele.

Die gespenstische Wirklichkeit atomarer Waffen, die ihren Ursprung gerade in diesem Gegensatz von Ost und West hat, bleibt das dramatischste und deutlichste Beispiel hierfür. Kernwaffen sind so stark in ihrer Zerstörungspotenz, und atomare Strategien sind so umfassend in ihren Planzielen, dass die Vorstellungskraft der Leute oft von Angst gelähmt ist. Diese Angst ist nicht unbegründet. Der einzige Weg, um eine Antwort auf solche berechnete Angst vor den Folgen atomarer Zerstörung zu geben, ist der *Fortschritt in den Verhandlungen* zur Verringerung von Kernwaffen und zur beidseitigen Vereinbarung von Massnahmen, welche die Wahrscheinlichkeit eines Atomkrieges vermindern. Ich möchte die Atommächte noch einmal bitten, ihre sehr grosse moralische und politische Verantwortung in diesem Bereich zu bedenken. Es handelt sich hier um eine Verpflichtung, die einige Staaten auch rechtlich durch internationale Verträge übernommen haben; für alle aber ist es eine Verpflichtung auf Grund einer *grundsätzlichen Mitverantwortung für Frieden und Entwicklung*.

Aber die Drohung mit Kernwaffen ist nicht die einzige Weise, wie Konflikte fort-dauern und sich vertiefen. *Der wachsende Handel mit Waffen* – konventioneller, aber höchst entwickelter Art – führt zu schlimmen Folgen. Während die Grossmächte den direkten Konflikt vermieden haben, sind ihre Rivalitäten oft in anderen Teilen der Welt ausgetragen worden. Lokale Probleme und regionale Gegensätze werden dadurch vertieft und verlängert, dass reichere Länder Waffen dorthin liefern und die örtlichen Konflikte mit Ideologien von Mächten beladen werden, die regionale Vorteile suchen, indem sie die Lage der Armen und Wehrlosen ausnutzen.

Bewaffnete Konflikte sind nicht die einzige Weise, wie die Armen einen ungerechten Anteil an den Lasten der heutigen Welt tragen. Die Entwicklungsländer stossen auch dann noch auf ungeheure Herausforderungen, wenn sie von einer solchen Geißel verschont sind. In ihren vielfältigen Dimensionen *bleibt Unterentwicklung selbst eine noch stets wachsende Bedrohung* für den Weltfrieden.

Tatsächlich besteht ja zwischen den Ländern des «Nord-Blocks» und denen des «Süd-Blocks» *ein tiefer sozialer und wirtschaftlicher Graben*, der reich von arm trennt. Die Statistiken der letzten Jahre weisen in einigen wenigen Ländern Zeichen der Besserung auf, ebenso aber auch die offensichtliche Verbreiterung des Grabens in allzu vielen anderen Ländern. Hinzu kommt die *unvorhersehbare und schwankende finanzielle Situation* mit ihrer direkten Auswirkung für *hochverschuldete Länder*, die

darum ringen, eine gewisse positive Entwicklung zu nehmen.

Bei dieser Lage ist der Friede als universaler Wert in grosser Gefahr. Auch wenn dort, wo *Ungerechtigkeit* herrscht, im Augenblick kein eigentlicher bewaffneter Konflikt besteht, so ist diese doch in der Tat Ursache und möglicher Ausgangspunkt für Konflikte. Jedenfalls kann es keinen Frieden im vollen Sinne seines Wertes zusammen mit Ungerechtigkeit geben. Friede kann nicht auf das blosses Fehlen von Konflikten eingeschränkt werden; er bedeutet vielmehr die ausgeglichene Ruhe einer vollentfalteten Ordnung. Er geht verloren durch soziale und wirtschaftliche Ausbeutung von seiten spezieller Interessengruppen, die überstaatlich arbeiten oder als Eliten innerhalb von Entwicklungsländern wirken. Der Friede geht verloren durch soziale Spaltungen, die zwischen Staaten oder innerhalb der Staaten die Reichen in einen Gegensatz zu den Armen bringen. Er geht verloren, wenn *Gewaltanwendung* bittere Früchte von Hass und Spaltung hervorbringt. Er geht verloren, wenn wirtschaftliche Ausbeutung und innere Spannungen im sozialen Gefüge das Volk wehrlos und enttäuscht werden lassen, eine leichte Beute für die zerstörerischen Mächte der Gewalt.

Der Friede ist in seinem Wert ständig bedroht durch verdeckte Interessen, durch unterschiedliche und entgegengesetzte Auslegungen und sogar durch schlaue Ausnutzung im Dienst von Ideologien und politischen Systemen, deren letztes Ziel die Macht ist.

3. Überwindung der gegenwärtigen Situation

Es gibt Stimmen, die behaupten, diese Situation sei naturgegeben und unvermeidlich. Die Beziehungen zwischen Einzelpersonen und zwischen den Staaten, so sagt man, seien von ständigen Konflikten bestimmt. Diese theoretische und politische Auffassung formt dann ein Gesellschaftsmodell und ein System internationaler Beziehungen, die von Konkurrenz und Gegensatz beherrscht werden, wobei der Stärkste siegt. Ein Friede, der aus einer solchen Auffassung geboren wird, kann nur eine Art von Kompromiss sein, eingegeben vom Prinzip der *Realpolitik*, und als Kompromiss sucht ein solcher Friede nicht so sehr die Spannungen durch Gerechtigkeit und Ausgleich wirklich zu lösen, als vielmehr mit den Differenzen und Konflikten lediglich so fertig zu werden, dass man ein gewisses Gleichgewicht erreicht, das alles unangetastet lässt, was den Interessen der vorherrschenden Seite entspricht. Es ist klar, dass ein «Friede», der auf sozialen Ungerechtigkeiten und ideologischen Konflikten errichtet

wird, niemals ein wahrer Friede für die Welt werden kann. Ein solcher «Friede» kann nicht die wesentlichen Ursachen der Spannungen in der Welt bewältigen oder der Welt jene *Einsichten und Werte* vermitteln, welche die durch die Pole Nord-Süd und Ost-West dargestellten Spaltungen überwinden könnten.

Denjenigen, die meinen, Blöcke seien unvermeidlich, antworten wir, dass es möglich, ja sogar notwendig ist, *neue Arten von Gesellschaft und internationaler Beziehungen* aufzubauen, die Gerechtigkeit und Frieden auf festen und allgemein anerkannten Grundlagen sichern werden. In der Tat, ein gesunder Realismus zeigt, dass solche neuen Gesellschaftsformen nicht einfachhin von oben herab oder von aussen auferlegt oder allein durch irgendwelche technische Methoden erreicht werden können. Das kommt daher, weil die tiefsten Wurzeln von Widerstreit und Spannung, die den Frieden verletzen und die Entwicklung hemmen, im Herzen des Menschen gesucht werden müssen. Vor allem das Herz und die Einstellung der Menschen müssen sich ändern, und das erfordert eine Erneuerung, *eine Bekehrung der einzelnen Personen*.

Wenn wir die gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahre untersuchen, können wir nicht nur tiefe Verwundungen, sondern auch Zeichen einer festen Entschlossenheit bei vielen unserer Zeitgenossen und bei ganzen Völkern beobachten, die gegenwärtigen Hindernisse zu überwinden, um ein neues internationales Ordnungssystem ins Leben zu rufen. Das ist *der Weg, den die Menschheit einschlagen muss*, wenn sie in eine Periode von universalem Frieden und umfassender Entwicklung gelangen soll.

4. Der Weg der Solidarität und des Dialogs

Jegliches neue internationale Ordnungssystem, das fähig sein will, das Blockdenken und die gegensätzlichen Kräfte zu überwinden, *muss sich auf die persönliche Entschlossenheit eines jeden stützen, die grundlegenden und vorrangigen Bedürfnisse der Menschen zum ersten Gebot internationaler Politik zu machen*. Heutzutage haben unzählige Menschen in allen Teilen der Welt ein lebendiges Gespür für ihre grundsätzliche Gleichheit, ihre menschliche Würde und ihre unveräusserlichen Rechte erworben. Zugleich wächst das Bewusstsein dafür, dass es in der Menschheit eine tiefe Gemeinsamkeit der Interessen, der Berufung und Bestimmung gibt und dass alle Völker in der Vielfalt und dem Reichtum ihrer unterschiedlichen nationalen Eigenarten berufen sind, eine einzige Familie zu bilden. Hinzu kommt die Erkenntnis, dass die Vorräte dieser Erde nicht unbegrenzt, die

Bedürfnisse aber unendlich gross sind. Anstatt darum diese Vorräte zu vergeuden oder für Waffen tödlicher Zerstörung zu verwenden, müssen sie vor allem dazu gebraucht werden, *die vorrangigen und grundlegenden Bedürfnisse der Menschen* zu befriedigen.

Ebenso ist es wichtig festzustellen, dass das Bewusstsein dafür wächst, dass Aussöhnung, Gerechtigkeit und Friede zwischen einzelnen und zwischen Nationen – angesichts der Entwicklungsstufe, die die Menschheit erreicht hat, und der äusserst schweren Bedrohungen, die über ihrer Zukunft liegen – nicht bloss ein ehrenwerter Appell für einige Idealisten ist, sondern eine Bedingung für das Überleben des Lebens selbst. Folglich ist heute die Errichtung einer auf Gerechtigkeit und Frieden gründenden Ordnung lebensnotwendig, und zwar als eine klare sittliche Forderung, die für alle Völker und Regierungsformen, unabhängig von Ideologien und Gesellschaftssystemen, gilt. Die Notwendigkeit, mit und über dem besonderen Gemeinwohl einer Nation *das Gemeinwohl der ganzen Staatenfamilie* mitzuberücksichtigen, ist ganz gewiss eine ethische und rechtliche Pflicht.

Der rechte Weg zu einer Weltgemeinschaft, in der Gerechtigkeit und Friede ohne Grenzen unter allen Völkern und auf allen Kontinenten herrschen werden, ist *der Weg der Solidarität, des Dialogs und der universalen Brüderlichkeit*. Das ist der einzig mögliche Weg. Politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Beziehungen und Systeme müssen von den Werten der Solidarität und des Dialogs geprägt sein; diese wiederum erfordern eine *institutionelle Stütze* in Form von speziellen Organen der Weltgemeinschaft, die auf das Gemeinwohl aller Völker achten.

Eines ist deutlich: Um wirklich eine Weltgemeinschaft dieser Art zu erreichen, müssen geistige Einstellungen und politische Ansichten, die durch Machtgelüste und Ideologien, durch die Verteidigung der eigenen Privilegien und Besitzstände vergiftet sind, aufgegeben werden; an ihre Stelle muss die *Bereitschaft für Austausch und Zusammenarbeit mit allen im Geiste gegenseitigen Vertrauens treten*.

Diese Forderung, die Einheit der Menschheitsfamilie ernst zu nehmen, wirkt sich sehr konkret für unser Leben und unseren Einsatz für den Frieden aus. Das bedeutet vor allem, dass wir jene Art zu denken ablehnen, die spaltet und ausnutzt. Es bedeutet, dass wir uns einer *neuen Solidarität* verpflichten, der Solidarität mit der ganzen Menschheitsfamilie. Es bedeutet, die Nord-Süd-Spannungen in den Blick zu nehmen und sie durch *eine neue Beziehung*, durch *soziale Solidarität mit allen*, zu ersetzen. Diese soziale Solidarität nimmt den heute

bestehenden Graben ehrlich zur Kenntnis, findet sich aber nicht damit ab, in einer Art von ökonomischem Determinismus. Sie anerkennt an, wie komplex das Problem ist, das man allzu lange sich selbst überlassen hat, das aber immer noch gelöst werden kann durch Männer und Frauen, die sich brüderlich solidarisch wissen mit jedem anderen auf dieser Erde. Es ist wahr, dass es Änderungen bei den Modellen wirtschaftlichen Wachstums in allen Teilen der Welt, nicht nur in den ärmsten, gegeben hat. Aber der Mensch, der den Frieden als einen universalen Wert ansieht, möchte diese Gelegenheit nutzen, *um die Unterschiede zwischen Nord und Süd zu verringern*, und jene Beziehungen fördern, welche diese näher zueinander bringen. Ich denke dabei an die Preise für Grundstoffe, an den Bedarf für technisches Fachwissen, an die Fortbildung der Arbeitskräfte, an die mögliche Produktivität von Millionen von Arbeitslosen, an die Schulden armer Nationen sowie an einen besseren und verantwortungsbewussteren Einsatz von Geldmitteln in den Entwicklungsländern. Ich denke ferner an so viele Faktoren, die einzeln Spannungen hervorgerufen und in ihrer Bündelung die Nord-Süd-Beziehungen polarisiert haben. *All das kann und muss geändert werden*.

Wenn soziale Gerechtigkeit das Mittel ist, um zu einem Frieden für alle Völker zu gelangen, dann bedeutet dies, dass wir den Frieden betrachten als eine unteilbare Frucht von gerechten und aufrichtigen Beziehungen auf jeder Ebene des menschlichen Lebens auf dieser Erde – sozial, wirtschaftlich, kulturell und ethisch. Diese Bekehrung zu einer Haltung sozialer Solidarität dient auch dazu, die Mängel im *gegenwärtigen Ost-West-Verhältnis* zu beleuchten. In meiner Botschaft an die II. Sondersitzung der Vollversammlung der Vereinten Nationen über Abrüstung habe ich viele der Elemente untersucht, die notwendig sind, um das Verhältnis zwischen den zwei grössten Machtblöcken von Ost und West zu verbessern. Alle jene Wege, die ich damals und auch danach noch empfohlen habe, stützen sich auf die Solidarität der Menschheitsfamilie, die gemeinsam *auf dem Weg des Dialogs* voranschreitet. Der Dialog kann viele Türen öffnen, die sich auf Grund der Spannungen geschlossen haben, welche die Ost-West-Beziehungen gekennzeichnet haben. Der Dialog ist ein Weg, auf dem die Menschen sich gegenseitig besser kennenlernen und dabei die guten Hoffnungen und friedlichen Anliegen entdecken, die allzu oft in ihren Herzen verborgen bleiben. Echter Dialog geht über Ideologien hinaus; die Menschen begegnen sich dabei in der Wirklichkeit ihres eigenen Lebens. Dialog baut vorgefasste Meinungen und künstliche Barrieren ab.

Dialog bringt die Menschen in Kontakt miteinander als Mitglieder einer einzigen Menschheitsfamilie, mit allem Reichtum ihrer verschiedenen Kulturen und geschichtlichen Erfahrungen. Eine Bekehrung des Herzens verpflichtet die Menschen, eine allumfassende Brüderlichkeit zu fördern; Dialog hilft, dieses Ziel zu erreichen.

Heutzutage ist ein solcher Dialog notwendiger denn je. Sich selbst überlassen, werden Waffen und Waffensysteme, militärische Strategien und Allianzen zu Instrumenten der Einschüchterung, gegenseitiger Beschuldigung und entsprechender Angst, wie sie heute so viele Menschen befällt. Der Dialog wertet diese politischen Instrumente in ihrer Beziehung zum menschlichen Leben. Ich denke dabei vor allem an die verschiedenen Gesprächsrunden in Genf, die durch Verhandlungen versuchen, die Rüstungen zu verringern und zu begrenzen. Dann gibt es aber auch die verschiedenen offiziellen Gespräche, die im Zusammenhang des multilateralen Prozesses geführt werden, der mit der Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von Helsinki begonnen hat, ein Prozess, der nächstes Jahr in Wien überprüft und fortgesetzt werden wird. Was den Dialog und die Zusammenarbeit zwischen Nord und Süd betrifft, kann man an die wichtige Rolle denken, die bestimmten Körperschaften wie der UNCTAD anvertraut ist, und auch an die Vereinbarungen von Lomé, in denen sich die Europäische Gemeinschaft verpflichtet hat. Ich denke auch an die Arten von Dialog und Austausch, zu denen es kommt, wenn Grenzen geöffnet werden und die Menschen frei reisen können. Ich meine auch den Dialog, der sich ergibt, wenn eine Kultur durch den Kontakt mit einer anderen reicher wird, wenn Schüler und Studenten sich frei austauschen können, wenn Arbeiter sich frei versammeln dürfen, wenn junge Menschen ihre Kräfte für den Weg in die Zukunft vereinen, wenn ältere Menschen mit ihren Angehörigen wiedervereint werden. Der Weg des Dialogs ist ein Weg der Entdeckungen, und je mehr wir einander entdecken, um so mehr können wir die Spannungen der Vergangenheit durch friedliche Bindungen ersetzen.

5. Neue Beziehungen auf der Grundlage von Solidarität und Dialog

Im Geist der Solidarität und mit den Mitteln des Dialogs werden wir den Respekt lernen

- für jede menschliche Person,
 - für die echten Werte und Kulturen anderer,
 - für ihre berechnete Autonomie und Selbstbestimmung;
- im selben Geist werden wir lernen,

– über uns selbst hinauszublicken, um das Wohl anderer zu verstehen und zu fördern;

– mit unseren eigenen Möglichkeiten in sozialer Solidarität beizutragen zu Entwicklung und Wachstum, wie Billigkeit und Gerechtigkeit sie fordern;

– die Strukturen zu schaffen, die sicherstellen, dass soziale Solidarität und Dialog die bleibenden Merkmale der Welt, in der wir leben, sein werden.

Die Spannungen, die aus den zwei Machtblöcken entstehen, werden erfolgreich durch vielseitige Beziehungen im Geist von Solidarität und Dialog ersetzt werden, wenn wir lernen, stets den *Vorrang der menschlichen Person* zu betonen. Es geht um die Würde der Person und die Verteidigung ihrer Menschenrechte; denn diese leiden immer in der einen oder anderen Weise durch solche Spannungen und Verzerrungen unter den Machtblöcken, die wir soeben näher betrachtet haben. Das kann in Ländern geschehen, wo zwar viele persönliche Freiheiten garantiert sind, wo jedoch Individualismus und Konsumismus die Werte des Lebens entstellen und verfälschen. Es geschieht in Gesellschaften, wo die Person im Kollektiv untergeht. Es kann auch geschehen in jungen Staaten, die wohl Wert darauf legen, die Kontrolle ihrer eigenen Angelegenheiten in die Hand zu bekommen, die aber oft von den Mächtigen zu bestimmten politischen Entscheidungen gezwungen oder von der Verlockung unmittelbaren Gewinnes auf Kosten der Völker selbst geführt werden. In all diesen Fällen müssen wir stets den Vorrang der Person betonen.

6. Christliche Sicht und Verpflichtung

Meine Brüder und Schwestern im christlichen Glauben finden in *Jesus Christus*, in der Botschaft des Evangeliums und im Leben der Kirche tiefe Beweggründe und *noch stärkere Motivationen, um sich für die Verwirklichung eines allumfassenden Friedens in der heutigen Welt einzusetzen*. Der christliche Glaube hat seinen Brennpunkt in Jesus Christus, der am Kreuz seine Arme ausbreitet, um die zerstreuten Kinder Gottes zu vereinen (vgl. Joh 11,52), die trennenden Mauern niederzureißen (vgl. Eph 2,14) und die Völker in Brüderlichkeit und Frieden zu versöhnen. Das über der Welt errichtete Kreuz umfängt zeichenhaft Nord und Süd, Ost und West und hat die Kraft, sie miteinander zu versöhnen.

Christen wissen im Licht des Glaubens, dass *der letzte Grund* dafür, dass die Welt ein Schauplatz von Spaltungen, Spannungen, Rivalitäten, Blöcken und ungerechten Unterschieden ist anstatt ein Ort echter Brüderlichkeit, *die Sünde* ist, das heisst die sittliche Unordnung des Menschen. Christen

wissen aber auch, dass die Gnade Christi, die diese Lage des Menschen verändern kann, ständig der Welt angeboten wird; denn «wo die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergross geworden» (Röm 5,20). *Die Kirche*, die das Werk Christi fortsetzt und seine erlösende Gnade austeilt, *hat als Ziel gerade die Versöhnung von allen Menschen und Völkern in Einheit, Brüderlichkeit und Frieden*. «Förderung von Einheit», so sagt das Zweite Vatikanische Konzil, «hängt ja mit der letzten Sendung der Kirche zusammen, da sie «in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit» ist» (Gaudium et spes, 42). Die Kirche, die eine einzige und universale Gemeinschaft ist bei aller Verschiedenheit der Völker, welche sie zusammenführt, «kann... ein ganz enges Band zwischen verschiedenen menschlichen Gemeinschaften und Nationen bilden. Nur müssen diese ihr Vertrauen schenken und ihr wahre Freiheit zur Erfüllung dieser ihrer Sendung ehrlich zuerkennen» (ebd.).

Diese Sicht und diese Forderungen, die sich ganz aus der Herzmittle des Glaubens ergeben, sollten vor allem alle Gläubigen dazu veranlassen, sich immer mehr jener Situationen bewusst zu werden, die mit dem Evangelium nicht im Einklang stehen, um sie zu bereinigen und zu korrigieren. Gleichzeitig sollten die Christen die positiven Zeichen anerkennen und wertschätzen, die bezeugen, dass Anstrengungen unternommen werden, um solche Situationen zu beheben, Anstrengungen, die sie wirksam unterstützen, fördern und stärken sollen.

Von lebendiger Hoffnung beseelt und fähig, zu hoffen gegen alle Hoffnung (vgl. Röm 4,18), müssen Christen *die Barrieren der Ideologien und Systeme überwinden*, um mit allen Menschen guten Willens ins Gespräch zu kommen, neue Beziehungen zu knüpfen und neue Formen von Solidarität zu schaffen. In dieser Hinsicht möchte ich allen, die sich in freiwilligen Diensten auf internationaler Ebene und in anderen Hilfsbereichen einsetzen, welche sich um die Schaffung von Brücken für Austausch und Brüderlichkeit über die verschiedenen Blöcke hinaus bemühen, ein Wort der Wertschätzung und Anerkennung sagen.

7. Das Internationale Jahr des Friedens und ein Schlussappell

Liebe Freunde, Brüder und Schwestern! Am Beginn eines neuen Jahres erneuere ich meinen Aufruf an euch alle, Feindschaften zu überwinden und sich aus den Fesseln der Spannungen, die es in der Welt gibt, zu befreien. Ich rufe euch auf, die Spannungen zwischen Nord und Süd, Ost und West in

neue Beziehungen sozialer Solidarität und des Dialogs zu verwandeln. Die Vereinten Nationen haben 1986 zum Internationalen Jahr des Friedens erklärt. Diese gute Initiative verdient unsere Ermutigung und Förderung. Welchen besseren Weg könnte es geben, um die Zielsetzung des Jahres des Friedens zu unterstützen, als diesen, die Beziehungen von Nord und Süd und Ost und West zur Basis eines allumfassenden Friedens zu machen!

Euch, den Politikern und Staatsmännern, rufe ich zu: Führt die Menschen so, dass sie zu neuen Anstrengungen in dieser Richtung angespornt werden.

Euch, die Geschäftsleute und die Verantwortlichen im Finanz- und Handelsbereich, rufe ich dazu auf, eure Verantwortung für alle eure Brüder und Schwestern erneut zu überprüfen.

An euch, die militärischen Planer, Beamten, Wissenschaftler und Technologen, appelliere ich: Benutzt eure Erfahrung dazu, den Dialog und die Verständigung zu fördern.

Euch, die Leidenden, die körperlich Behinderten, lade ich ein, eure Gebete und euer Leben aufzuopfern, damit die Barrieren niedergerissen werden, die die Welt spalten.

Euch alle, die ihr an Gott glaubt, ermahne ich, in dem Bewusstsein zu leben, unter der Vaterschaft Gottes eine einzige Familie zu bilden.

An euch alle und jeden einzelnen, an jung und alt, schwach und stark, richte ich den Aufruf: Betrachtet den Frieden als den grossen einigenden Wert eures Lebens. Wo immer ihr auf diesem Planeten lebt, bitte ich euch dringend, in Solidarität und aufrichtigem Dialog fortzufahren.

Friede, ein Wert ohne Grenzen:

Nord-Süd, Ost-West,

überall ein Volk, geeint in einem einzigen Frieden.

Aus dem Vatikan, am 8. Dezember 1985

Johannes Paul II.

Pastoral

Weihnachts-Opfer – eine Brücke nach Bethlehem

Erfreuliches am Anfang

1985 sind auch die Bistümer *Sitten* und *Lugano* Mitglieder des *Vereins Kinderhilfe Bethlehem* (KHB) geworden. Damit sind alle Diözesen der Schweiz unmittelbar Träger des Kinderspitals in Bethlehem. Sie sind so die Erstverantwortlichen für das Werk, zusammen mit den Bistümern Frei-

burg i. Br., Mainz und Münster; auch in Deutschland hat sich der «Kranz» der Bistümer erweitert. Alle Freunde und Gönner dieses in der Schweiz weitherum bestbekannten Hilfswerkes werden sich darüber freuen.

Breite Trägerbasis notwendig

Ist das Kinderspital, ist die Kinderhilfe Bethlehem in dieser Art überhaupt notwendig? Immerhin wird dort bereits seit 1952 intensiv gearbeitet; nimmt denn das Elend nicht ab? Ist der Einsatz zu wenig gezielt? Diese Frage wird uns etwa gestellt. Die Antwort ist bald gegeben.

Das Kinderspital Bethlehem ist ein typisches Werk mit einer «Wellenwirkung der guten Tat». Einerseits wird in den letzten Jahren, vor allem seit dem Neubau 1978, der Akzent stark auf vorbeugende Massnahmen gelegt. Deshalb werden im Spital möglichst auch Krankenpflegerinnen ausgebildet, die nachher in den Dörfern aktiv werden und vor allem als verheiratete Frauen ihre Kenntnisse in gesundheitlicher und hygienischer Hinsicht zur Anwendung bringen. Diese Ausbildung, sowohl von arabischer-jordanischer wie jüdischer Seite voll anerkannt, ist sehr gesucht. Zugleich steht das Spital für manche arabische Ärzte als Praktikums-Station offen; solche Stellen sind in der Westbank schwer zu finden. Diese Ärzte arbeiten nachher in der weiteren Umgebung von Bethlehem, so etwa in Hebron.

Ebenfalls im Sinne der Vorbeugung geht regelmässig ein Team von Arzt, Krankenschwester und Sozialarbeiterin in die umliegenden Dörfer von Bethlehem. Dort können erkrankte Kinder rechtzeitig und richtig betreut, eventuell frühzeitig ins Spital überwiesen werden. Tatsächlich wurde dadurch in gewissen Dörfern bereits erreicht, dass Gesundheit und Hygiene einen besseren Stand erreicht haben.

Andererseits ist mit diesen gezielten Aktivitäten das Kinderspital Bethlehem und ganz allgemein die Arbeit der KHB weit herum bekannt geworden. Ärzte und Krankenpflegerinnen, die im Spital ausgebildet wurden und jetzt in weiter entfernten Gebieten von Bethlehem arbeiten und grösstes Elend antreffen – zum Beispiel in Hebron oder im in politischen Auseinandersetzungen immer wieder erwähnten Gaza-Streifen, wo heute noch unvorstellbares Elend herrscht wie vor 30 Jahren in Bethlehem und praktisch jede medizinische Fürsorge für Kleinkinder fehlt –, diese erinnern sich an das Spital und lassen die schwersten, oft hoffnungslosen Fälle nach Bethlehem ins Kinderspital überbringen. «Lasst uns nach Bethlehem gehen!» Dieses Weihnachtslied hat eine neue Dimension erhalten. Man kann den Schwestern und Ärzten im Spital

nicht zumuten, diese armseligen Geschöpfe abzuweisen, nur weil sie nicht direkt aus Bethlehem stammen. Man will nicht verhindern, dass das Kinderspital zum Magnet für die ganz armen Babys und Kleinkinder in weiten Gebieten des Hl. Landes wird. Welchen lassen sich nur schwer aufhalten!

Allerdings bleiben wir realistisch. Es wird nur gewagt, was die Weiterführung des Werkes auch in der Zukunft garantiert. Dazu gehört aber auch eine gute Dosis von Gottvertrauen. Ohne diese Hoffnung wäre das Spital in Bethlehem ohnehin nie möglich geworden. Darum sind uns auch die betenden Schwesterngemeinschaften in unmittelbarer Nähe des Spitals wichtige Säulen. Dann aber dürfen wir nicht kleinkariert die Aktivitäten planen. Optimistischer Realismus, getragen von solchem Gottvertrauen, hat sich bis jetzt bewährt. Darum die Fakten.

Überbelegtes Spital

Über 1500 Kinder wurden im vergangenen Jahr wieder für mehrere Tage oder Wochen im Spital betreut; der Durchschnitt des Spital-Aufenthaltes liegt bei zwei Wochen. Gemäss unseren Vorstellungen sind praktisch alle eingelieferten Kinder Schwerst- kranke, Patienten für die Intensiv-Station. Nicht umsonst sind die neun Inkubatoren (Brutkasten) praktisch ohne Unterbruch in Betrieb. Wird im Verlauf des Vormittags ein Bett frei, ist es am Abend bereits wieder belegt; das Personal hat oft Mühe, die unabdingbare hygienische Wartung der Betten zu gewährleisten. Trotz den Notbetten, die zu gewissen Zeiten in allen Ecken stehen. Was will man anderes machen, wenn Mütter mit ihren abgemergelten und unterkühlten Babys im Wartezimmer bangen?

Ambulanz-Kliniken

Über 6000 Babys und Kleinkinder kommen jährlich in der Aussenstation des Spitals, im Annex-Bau untergebracht, und in den «Kliniken» der Dörfer ambulant in Behandlung. Diese «Kliniken» sind sehr einfache Stationen; der Dienst wird vom Spital aus gemacht, die Gebäude werden von den Dörfern selber unterhalten. Dieser Gang in die Dörfer hat sich als vorteilhaft erwiesen. Das Spital wird entlastet – zu Gunsten von Kindern aus anderen Regionen.

Zusammenarbeit in SOS-Situationen

Die KHB mit dem Kinderspital als Hauptwerk ist zugleich Treuhänderin für plötzlich auftretende Notsituationen in der weiteren Umgebung von Bethlehem und in benachbarten Ländern. Niemand wird es überraschen, dass der Libanon zu den grossen Sorgenkindern gehört. Zwischen Bethlehem/Jerusalem und dem Libanon bestehen

gerade auf kirchlicher Ebene intensive Beziehungen. SOS-Rufe erreichten mehrmals im vergangenen Jahr die Geschäftsstelle in Luzern. Rasche Hilfe wurde jeweils möglich, weil von der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe des Departementes des Äusseren in Bern grosse finanzielle Unterstützung gegeben wurde. Möglich wurde diese Zusammenarbeit, weil die offiziellen Stellen in Bern grosses Vertrauen zur Arbeit der KHB haben. Dieses Vertrauen garantiert uns auch die notwendige Rückendeckung bei auftretenden Fragen und Problemen eher politischer Natur.

Nur am Rande, aber doch sehr bewusst, sei auch die Unterstützung unserer Aktivitäten durch das Seraphische Liebeswerk in Solothurn erwähnt. Diese Hilfe ist für das ganze Werk spürbar; Grosszügigkeit im Wohlwollen scheint dort gross geschrieben.

Das alles ermutigt die KHB erneut zur grossen Bitte um das

Kirchen-Opfer während den Weihnachts-Gottesdiensten.

Zu unserer Freude wird in vielen Pfarreien die «Brücke nach Bethlehem» nicht nur im Mitternachts-Gottesdienst gebaut. So kamen letztes Weihnachts-Fest die mehr als anderthalb Millionen Franken zusammen. Rund 40% des jährlichen Betriebsaufwandes können so gedeckt werden; das ist schon grosse Hilfe. Wir haben festes Vertrauen, dass solche Hilfe auch weiterhin gegeben, vielleicht sogar verstärkt wird, nachdem jetzt alle Bistümer voll mitmachen.

Herzlich danken wir hier in der Schweiz für die vielen Kleinen in Bethlehem. Diese Kleinen von Bethlehem können ja nicht selber danken. Oder ist es doch ein Dank, wenn diese weinenden, abgemagerten Kindlein oft nach wenigen Tagen der Behandlung im Spital das Lächeln wieder finden und so etwas ähnlicher werden dem an Weihnachten so unzählige Male besungenen «holden Knaaben in lockigem Haar»?

Robert Füglistner

Durch Solidarität und Dialog zum Frieden

Nachdem sich im Jahre 1983 rund ein Dutzend Bischofskonferenzen, vor allem aus Europa und Nordamerika, in Hirtenbriefen und Erklärungen zur Friedenthematik geäußert hatten, sind kirchliche Friedensworte seither seltener geworden. Dies kann und darf aber nicht heissen, dass sich die Kirche und die Christen nicht unvermindert und auf allen Ebenen weiterhin für die Sache des Friedens einsetzen sollen. Denn

der Friede ist – wie der Papst in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag vom 1. Januar 1986 betont – «ein so wichtiger Wert, dass er immer wieder neu verkündet und gefördert werden muss». Die Motivation für dieses Friedensengagement findet der Christ im Glauben an Jesus Christus, der in die Welt gekommen ist, um die trennenden Mauern niederzureissen und die Menschen und Völker miteinander zu versöhnen. Der jährlich wiederkehrende Weltfriedenstag soll der Kirche und den einzelnen Christen die Notwendigkeit dieses Einsatzes für den Frieden aus christlicher Verpflichtung stets neu in Erinnerung rufen. Zu hoffen und zu wünschen ist, dass dieser Ruf auch in der Kirche Schweiz, gerade auch zu Beginn des Jahres 1986, welches von den Vereinten Nationen zum Internationalen Jahr des Friedens erklärt wurde, noch vermehrt gehört wird. Denn das vom Papst für diesen Weltfriedenstag gewählte Thema

«Friede – Wert ohne Grenzen»

erscheint auch für uns Schweizer durchaus bedeutsam und bedenkenswert. Zum einen weist es darauf hin, dass der Friede ein universaler Wert ist, «der Antwort gibt auf die Hoffnungen und Sehnsüchte aller Menschen und Nationen». Zum anderen hebt es die Tatsache hervor, dass es in unserer heutigen Welt der gegenseitigen Beziehungen und Abhängigkeiten über alle Grenzen hinweg nur einen einzigen gemeinsamen Frieden geben kann. Die Feststellung in der päpstlichen Botschaft, dass die Errichtung einer auf Gerechtigkeit und Frieden gründenden Ordnung der Welt lebensnotwendig sei und eine «klare sittliche Forderung» darstelle, die für alle Völker Geltung beanspruche, trifft uns Schweizer, die wir oft geneigt sind, uns aus dem Weltgeschehen herauszuhalten und nur eine auf die eigene Sicherheit und die eigenen Interessen bedachte Politik zu betreiben, in besonderer Weise. Zusammen mit der ethischen Verpflichtung «mit und über dem besonderen Gemeinwohl einer Nation das Gemeinwohl der ganzen Staatenfamilie mitzuberücksichtigen», wird sie wohl sicher bei der kommenden Abstimmung über den UNO-Beitritt der Schweiz zu überdenken sein.

«Nord-Süd, Ost-West: ein einziger Friede»

Besonders bedeutsam an der päpstlichen Botschaft zum Weltfriedenstag erscheint mir die Tatsache, dass sie den Ost-West- und den Nord-Süd-Konflikt *gemeinsam* in den Blick bekommt und beide in gleicher Weise als Bedrohungen des Weltfriedens anspricht. Sie wirkt damit dem auch bei uns feststellbaren Trend entgegen, den tiefen wirtschaftlichen und sozialen Graben zwi-

schen Nord und Süd mit seinen gewaltfördernden und lebensvernichtenden Folgen für den Süden angesichts des im «Norden» selbst greifbareren Ost-West-Gegensatzes zu vergessen. Dabei ist die Schweiz mit ihren Handels- und Finanzbeziehungen (nicht nur mit dem Waffenhandel) zu den Entwicklungsländern möglicherweise sogar direkter in den Nord-Süd-Konflikt einbezogen als in jenen zwischen West und Ost.

Den einzig möglichen Weg zur Überwindung des Blockdenkens und der gegensätzlichen Kräfte hin zu universalem Frieden und umfassender Entwicklung sieht die päpstliche Botschaft in der *sozialen Solidarität* und im *Dialog* zwischen den Menschen und Völkern. Dabei bedeutet Solidarität mehr als blosser Hilfeleistung, Dialog mehr als bloss Verhandlungen. Solidarität heisst auch gerechte Handelsbeziehungen, Verzicht auf die Durchsetzung nur der eigenen Interessen, die Ausrichtung der eigenen Politik am Weltgemeinwohl, primär an den vorrangigen und grundlegenden Bedürfnissen aller Menschen. Der echte Dialog gründet auf gegenseitiger Achtung, bedeutet, sich einlassen auf den anderen, ist ein Weg des gegenseitigen Entdeckens.

Nicht nur eine Angelegenheit der Politiker

Das Motto des Weltfriedenstag, dies gilt es zum Schluss deutlich hervorzuheben, wendet sich nicht nur an die Politiker, sondern an alle Menschen. Auch der Weltfriede fängt – und dies hebt die päpstliche Botschaft deutlich hervor – im eigenen Herz, im Friedenswillen des einzelnen Menschen an: «Vor allem das Herz und die Einstellung der Menschen müssen sich ändern, und das erfordert eine Erneuerung, eine Bekehrung der einzelnen Personen.» Gemeint ist dabei aber nicht ein solcher «Seelenfrieden», der sich durch den Unfrieden und die Ungerechtigkeit in der Welt nicht beunruhigen liesse, sondern vielmehr eine neue Einstellung, welche sich der Solidarität und dem Dialog verpflichtet weiss.

Diese und andere Aspekte der Thematik des Weltfriedenstag finden sich in einem

Arbeitsheft zum Thema,

welches von der deutschen Pax Christi redigiert und von der deutschen Kommission Iustitia et Pax herausgegeben wurde. Es enthält neben einer Einführung ins Thema von Msgr. Jakob Aigner (Geschäftsführer der deutschen Kommission Iustitia et Pax) Gottesdienstelemente, Vorschläge für die praktische Arbeit in den Gemeinden sowie mehrere Anregungen für die Predigt zum Thema des Weltfriedenstag. Diese lesenswerte Broschüre kann beim Sekretariat der schweizerischen Nationalkommission Iusti-

tia et Pax (Effingerstrasse 11, Postfach 1669, 3001 Bern) zum Preis von Fr. 2.– bezogen werden. (Bei Bestellungen bitte Fr. 2.– in Briefmarken beilegen. Danke.)

Pius Hafner

Fastenopfer und UNO-Beitritt

Mit seiner Botschaft vom 21.12.1981 hat der Bundesrat dem Parlament den Beitritt der Schweiz zur Organisation der Vereinten Nationen (UNO) vorgeschlagen. 1984 haben der National- und Ständerat den UNO-Beitritt der Schweiz befürwortet. Volk und Stände werden nun in der Abstimmung vom 16. März 1986 in dieser Angelegenheit zu entscheiden haben.

Selbstverständlich gibt es manche Aspekte und verschiedene Kriterien, die in der gegenwärtigen Diskussion um den UNO-Beitritt der Schweiz in zahlreichen Artikeln, Stellungnahmen, Leserbriefen usw. geltend gemacht werden, hier aber nicht im Detail dargelegt werden können. Dabei spielt insbesondere das Problem der Neutralität eine grosse Rolle, die Frage also, ob die dauernde und bewaffnete Neutralität der Schweiz mit der Mitgliedschaft in der UNO vereinbar wäre. In der erwähnten Botschaft des Bundesrates wird diese Frage übrigens eindeutig bejaht, und namhafte Autoren und Experten des Völkerrechts sind nach gründlichen Untersuchungen zum selben Schluss gekommen.

Weshalb hat nun aber das Fastenopfer als kirchliche Organisation zum UNO-Beitritt Stellung genommen? Bevor die wichtigsten Gründe zusammengefasst werden, ist kurz auf einige generelle Aspekte hinzuweisen.

Entwicklungspolitisches Engagement des Fastenopfers

Das Fastenopfer hat innerhalb der Kirche Schweiz im Auftrag der Kirchenleitung (aber nicht als Kirchenleitung) unter anderem die Aufgabe, Projekte der Missionsarbeit und der Entwicklungszusammenarbeit in der Dritten Welt zu unterstützen und gleichzeitig – ausgehend von der religiösen Vertiefung der Fastenzeit – die Bewusstseinsbildung bei den Katholiken in der Schweiz auch im entwicklungspolitischen Bereich zu fördern. Daraus ergibt sich die Forderung, dass das Fastenopfer in entwicklungspolitisch relevanten Bereichen präsent ist und gleichsam als «Sprachrohr der Armen» die Anliegen der benachteiligten Völker und Volksschichten konkret ins politische und wirtschaftliche Geschehen der Schweiz einbringt. Bei dieser Einflussnahme hat sich das Fastenopfer als kirchli-

ches Hilfswerk am Evangelium und an der Sachgerechtigkeit zu orientieren. Es stützt sich dabei speziell auch auf die Soziallehre der Kirche, wie sie in Konzilsdokumenten, Enzykliken, Synodenpapieren der Schweizer Synode und besonders auch in Dokumenten von Ortskirchen der Dritten Welt (zum Beispiel Medellín- und Puebladokument aus Lateinamerika) zum Ausdruck kommt.

Im Mai 1985 hat sich der Stiftungsrat eingehend mit dem Engagement des Fastenopfers im entwicklungspolitischen Bereich befasst und unter anderem eine Fortsetzung und Vertiefung der entsprechenden Aktivitäten befürwortet.

Wer entscheidet in konkreten Fragen?

Das Fastenopfer weist mit seinen Räten und Kommissionen und mit der Zentralstelle und den regionalen Arbeitsstellen eine ziemlich breitgefächerte Struktur auf. Dass die einzelnen Zuständigkeiten in den verschiedenen Arbeitsgebieten möglichst präzise festgelegt sein müssen, liegt auf der Hand. Für offizielle Briefe, Stellungnahmen und Aktionen des Fastenopfers im entwicklungspolitischen Bereich gilt die vom Stiftungsrat erlassene besondere Kompetenzregelung, die je nach politischem Gewicht einer Angelegenheit das zur Entscheidung befugte Organ bestimmt.

Die Frage einer Stellungnahme des Fastenopfers zum UNO-Beitritt der Schweiz ist nach eingehender Prüfung durch den Leitenden Ausschuss des Stiftungsrates und nach einem internen Vernehmlassungsverfahren in den einzelnen Organen dem gesamten Stiftungsrat unterbreitet worden. Am 12. November 1985 hat der Stiftungsrat folgenden Beschluss gefasst:

1. Das Fastenopfer setzt sich dafür ein, dass die Gesichtspunkte christlicher Solidarität und Sozialethik in der öffentlichen Diskussion über den UNO-Beitritt der Schweiz das ihnen zukommende Gewicht erhalten.
2. Aufgrund seines entwicklungspolitischen Auftrags befürwortet das Fastenopfer zusammen mit anderen schweizerischen Hilfswerken den Beitritt der Schweiz zur UNO.

Aus Solidarität: Ja zur UNO

Für den erwähnten Beschluss des Stiftungsrates waren entwicklungspolitische und sozialethische Kriterien massgebend. Wichtig erschien dem Stiftungsrat der Bezug zur katholischen Soziallehre, wo immer wieder auf die Notwendigkeit und die grosse Bedeutung einer *friedenssichernden und dem Weltgemeinwohl dienenden Ordnung der Völkergemeinschaft* hingewiesen wird. Als Mitglied der UNO könnte sich die Schweiz aktiver für den Weltfrieden, die in-

ternationale Zusammenarbeit und die Förderung der Menschenrechte¹ einsetzen und ihre Verantwortung und Solidarität gegenüber der Völkergemeinschaft wirksamer wahrnehmen, als dies in der gegenwärtigen limitierten Form der Mitarbeit in Spezialorganisationen und Sonderorganen der UNO möglich ist. Bei allen Schwächen und Mängeln ist die UNO, der fast alle Staaten der Welt angehören, zum Forum der umfassenden internationalen Zusammenarbeit und zu einer Koordinationsstelle der Weltpolitik geworden. Dies ist vor allem auch für die Länder der Dritten Welt von grosser Bedeutung, da namentlich Wirtschafts- und Entwicklungsfragen zu den Hauptanliegen der UNO gehören und den Kern des Nord-Süd-Dialogs bilden.

Der UNO-Beitritt stellt zwar für die Hilfswerke eine wichtige Angelegenheit dar, er ist aber im Hinblick auf das ganze entwicklungspolitische Arbeitsprogramm nur ein Thema neben andern und soll auch so behandelt werden. Es wäre sicher unrealistisch, wenn man annähme, dass der UNO-Entscheid der Schweiz durch ein überaus grosses Engagement der Hilfswerke massgebend beeinflusst werden könnte. Im übrigen ist auch in der Diskussion des Stiftungsrates eingeräumt worden, dass man in der Frage des UNO-Beitritts der Schweiz auch als Christ in guten Treuen zu einer negativen Haltung gelangen könne. Das Fastenopfer versucht, die entwicklungspolitischen und sozialethischen Argumente in fairer und glaubwürdiger Weise und im Rahmen eines massvollen Engagements darzulegen. Die entsprechende Informationsarbeit wird zum Teil zusammen mit andern schweizerischen Hilfswerken erfolgen. Das Fastenopfer wird jedoch keine Abstimmungskampagne führen und keine zusätzlichen finanziellen Mittel einsetzen.

Thomas Bürge

¹ Vgl. dazu die von Iustitia et Pax 1985 herausgegebene Broschüre «Menschenrechte und katholische Soziallehre».

Den Frieden pflanzen

Das kommende Jahr 1986 ist von der UNO-Generalversammlung zum «Internationalen Jahr des Friedens» ausgerufen worden. Sicher erhofft sich niemand von diesem Jahr, dass der im Grossen und Kleinen bedrohte Friede weltweit Tatsache werden kann. Aber dieses Jahr ist eine besondere Herausforderung für alle, denen die Förderung des Friedens ein echtes Anliegen ist. Dabei kann die Kirche als Vermittlerin der Frohen Botschaft nicht abseits stehen.

Der Verein Friedensdorf mit seinen Trägerorganisationen hat mit Unterstützung des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes (SKF), der Evangelischen Jungen Kirche und der Katholischen Arbeiterbewegung (KAB) Ideen und Unterlagen zum Internationalen Jahr des Friedens ausgearbeitet, die sie den Pfarreien/Kirchgemeinden unter dem Titel «den Frieden pflanzen» anbietet.

Die «Aktion Lindenbaum»

In der «Aktion Lindenbaum» werden die Gemeinden eingeladen, 1986 einen Lindenbaum als Zeichen des Friedens, der Gerechtigkeit und des Festes zu pflanzen. Der Lindenbaum ist ein jahrhundertaltes Symbol der Gemeinschaft. Unter diesem Baum trafen sich seit jeher Leute zum Gespräch. Es wurde Gericht gehalten und es kam sogar zum Abschluss von Friedensverträgen. Die Linde war im Leben der Menschen ein Ort der Freude und des Friedens. «Unter den Linden pflegen wir zu singen, trinken und tanzen und fröhlich zu sein», sagt Martin Luther, «denn die Linde ist uns ein Freude- und Friedebaum.»

Mit dem Pflanzen eines Lindenbaumes in den Gemeinden/Pfarreien/Quartieren wird ein sichtbares Zeichen der Hoffnung auf Frieden gesetzt, ein Zeichen auch des guten Willens, die anstehenden Probleme im Gespräch und in der Begegnung zu lösen. In der Arbeitsmappe «Pflanzfest» finden sich Tips, wie man den Baum pflanzt, aber auch Hinweise zur Gestaltung eines Friedensfestes mit Unterlagen für Gottesdienste. Dass das Symbol Lindenbaum inhaltlich durch grundlegende Friedensarbeit gefüllt werden kann, dazu hilft eine Impulsmappe «Friedensarbeit in der Gemeinde». Sie enthält Anregungen, wie in der Jugendarbeit und Erwachsenenbildung konkrete und handfeste Friedensarbeit in der Gemeinde geleistet werden kann.

Weltfriedenstag am 1. Januar 1986

Am 1. Januar feiern die Kirchen jeweils den Weltfriedenstag. 1986, im Internationalen Jahr des Friedens, bietet es sich an, diesen Tag besonders zu gestalten. Die Kirche kann so zum Ausdruck bringen, dass Friedensarbeit für sie ein wichtiges Anliegen ist. Gerade der erste Tag des Neuen Jahres eignet sich gut, aus der Verhärtung aufzubrechen und neue Schritte zu wagen – persönlich und in der Gemeinde. Für die Gestaltung des Weltfriedenstages sind besondere Unterlagen erhältlich.

Hilfsmittel zu Friedensarbeit

Neben der Aktion Lindenbaum und dem Weltfriedenstag gibt es noch verschiedene Hilfsmittel zur Friedensarbeit in der Pfar-

rei/Kirchgemeinde. Da sind eine Wanderausstellung mit Bildern des Berner Künstlers Jürg Lenggenhager zu nennen oder die Tonbildschau über das Friedensdorf St. Dorothea. Zum Ideenpaket gehört auch eine Einladung an Pfarreien und Gemeinden, in ihrer ganzen Vielfalt ins Friedensdorf zu kommen, um gemeinsam über das nachzudenken und daran zu arbeiten, was die verschiedenen Bevölkerungsgruppen verbindet. Gemeinsam könnte man so suchen, aufbrechen, weitergehen.

Detaillierte Informationen zu diesen Ideen zum Internationalen Jahr des Friedens können angefordert werden beim Friedensdorf St. Dorothea, 6073 Flüeli-Ranft, Telefon 041 - 66 50 45.

Urs Zahner

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Bischöfliches Komitee zur Unterstützung der christlichen Kirchen im Libanon

Aufruf zum Gebet und zu Patenschaften von Pfarreien, Schulen usw.

Eine Gruppe von Kardinälen sowie Vorsitzenden westeuropäischer Bischofskonferenzen hat ein Komitee zur Unterstützung der christlichen Schwesterkirchen im Libanon gegründet. Anlässlich der ausserordentlichen Bischofssynode vom 23. November bis zum 8. Dezember 1985 in Rom richtet sie eine Botschaft an die Patriarchen und Bischöfe im Libanon, mit der Bitte, alle ihre Gläubigen wissen zu lassen, dass sich die Katholiken des Westens in Christus brüderlich mit ihnen verbunden fühlen.

«Seien Sie versichert, dass wir Ihnen in der Prüfung beistehen wollen. Wir beten für Sie und mit Ihnen. Möge der Glaube an Christus Ihre Stärke im Unglück sein. Möge er Sie in der Hoffnung und in der Liebe bewahren, damit Sie zu Werkzeugen des Friedens werden.

Als Patriarchen und Bischöfe der ältesten Kirchen sind Sie die Nachfolger der Apostel. So kommt Ihnen in der dramatischen Situation Ihres Landes die schwierige Aufgabe zu, die Jünger Christi zur Einheit zu versammeln und in der Teilhabe am Leiden des Herrn Hass und Gewalt zu überwinden.

Wir sind in Liebe mit Ihnen verbunden und beten für Sie. Ihre Prüfungen sind auch unsere Prüfungen. Wir brauchen Ihre

Treue, damit wir selber treu sein können. Wir möchten Ihnen so wirksam wie nur möglich unsere Solidarität zum Ausdruck bringen. Wir wünschen, dass die Beziehungen der Freundschaft und der gegenseitigen Fürbitte und Hilfe, die zwischen Ihnen und uns, zwischen Ihren Pfarreien und unseren Pfarreien, Ihren Schulen und unseren Schulen, bereits bestehen, in den kommenden Monaten kräftigen neuen Auftrieb erhalten. Möge die Weihnachtszeit Ihrem Land den Frieden bringen!»

Rom, 6. Dezember 1985

Unterzeichnet auch von Bischof Henri Schwery, dem Präsidenten der Schweizer Bischofskonferenz

Epiphanieopfer 1986

Am ersten Wochenende im neuen Jahr wird wiederum in der ganzen Schweiz das Dreikönigs- oder Epiphanieopfer aufgenommen, das jeweils für Bauvorhaben einzelner bedürftiger Pfarreien bestimmt ist, die allein nicht in der Lage sind, diese zu verwirklichen. 1986 kommt dieses Opfer folgenden unbemittelten Pfarreien zu:

1. Ponto Valentino (TI)

Diese Pfarrei zählt rund 250 Einwohner und liegt im Bleniotal. Das steinerne Kirchendach war undicht und musste erneuert werden. Die Feuchtigkeitsschäden sollten noch behoben werden. Der Kostenvoranschlag für diese Reparaturen erreicht 560 000 Franken. Die Eigenmittel der Pfarrei sind sehr beschränkt.

2. Rossa (GR)

Die Pfarrei Rossa, zuhinterst im steilen Calancatal, hat mit der Renovation ihrer Pfarrkirche, die unaufschiebbar geworden ist, begonnen. Man rechnet mit Kosten von 700 000 Franken. Die 56 Einwohner von Rossa können allein die notwendigen Mittel nie aufbringen. Sie hoffen auf die solidarische Mithilfe der Schweizer Katholiken.

3. Unterems (VS)

Für rund 700 000 Franken musste die alte Pfarrkirche von Unterems im Wallis renoviert werden. Für die 340 Einwohner dieser Berggemeinde ist die Schuldenlast drückend. Sie vertrauen jedoch auf die tatkräftige Hilfe der übrigen Schweizer Pfarreien.

Gemäss dem seinerzeitigen Beschluss der Schweizer Bischofskonferenz erhalten diese drei Pfarreien je ein Drittel des Epiphanie- oder Dreikönigsopfers 1986, und zwar jeweils die Hälfte davon à fonds perdu und die andere Hälfte als längerfristiges zinsloses Darlehen, das nach der Rückzahlung an einem anderen bedürftigen Ort zum gleichen Zweck verwendet werden muss. Das Epiphanieopfer 1985 erbrachte die Summe

von Fr. 624498.-. Es ist den Pfarreien Cari im Tessin, Leuk im Wallis und St. Martin im Kanton Freiburg zugute gekommen. Wir danken sehr herzlich für die bisherigen Spenden, mit denen vielen Kirchgemeinden unseres Landes geholfen werden konnte, und wir empfehlen gleichzeitig das Epiphaneopfer 1986 dem Wohlwollen der Schweizer Katholiken.

Die Schweizer Bischöfe

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Neujahrsempfang

Der Neujahrsempfang für Priester und Ordensleute findet am 31. Dezember 1985 statt. Der Beginn ist festgesetzt:

- um 11 Uhr für die Priester der Stadt Freiburg und Umgebung;
- um 15 Uhr für die Delegierten der Ordensmänner;
- um 16.30 Uhr für die Delegierten der Ordensschwester.

Der Herr Bischof heisst sie willkommen.

Ernennung

Bischof Dr. Pierre Mamie hat den Neupriester *Hubert Vonlanthen* zum Vikar in Gurmels (FR) ernannt.

Im Herrn verschieden

Italo Madaschi, Pfarrer, Corserey

Italo Madaschi, heimatberechtigt in Trescore Balneario (Italien), ist am 25. März 1908 in Lausanne geboren. Er wurde am 1. Juli 1934 in Lausanne zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Freiburg/St. Johann (1934-1939). Dann war er Spiritual des Exerzitienheims Montbarry (1939-1945), Professor im Progymnasium Torry in Freiburg (1945-1948) und Professor im Institut Stavia in Stäffis am See (1948-1949). Hierauf wirkte er als Pfarrhelfer in Genf/Liebfrauen (1949-1951) und durfte sodann seine Studien fortsetzen (1951-1953). Er wurde Pfarrer von Corbières (1953-1961). Seit 1961 diente er als Pfarrer von Corserey. Er starb in Freiburg am 8. Dezember 1985 und wurde am 11. Dezember 1985 in Corserey bestattet.

Verstorbene

Martin Bamert, alt Hofkaplan, Vaduz (FL)

Martin Bamert wurde am 28. März 1909 als Sohn des Anton Bamert und der Elisabeth, geborene Gresch, in Tuggen geboren. Dort ging er zur Schule, besuchte anschliessend in Lachen die Bezirksschule und kam dann ans Gymnasium der Kapuziner in Stans (NW) mit dem Wunsch, Priester zu werden. Das Theologiestudium machte er in Venegono bei Mailand und am Priesterseminar St. Luzi in Chur. Dort empfing er am 7. Juli 1935 durch Bischof Laurentius Matthias Vincenz die Priesterweihe und feierte eine Woche darauf in seiner Heimatkirche die Primiz. Im vergangenen Juli erlebte er noch die Freude seines Goldenen Priesterjubiläums.

Bereits am 3. September 1935 trat er dann in Vaduz die ihm vom Bischof zugewiesene Seelsorgestelle des Hofkaplans an. Dieser Titel geht auf die schon im Mittelalter durch die damaligen Landesherren begründete Pfründe zurück. Diese Seelsorgestelle sollte seine einzige bleiben; er hatte sie bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1976 inne.

Seine Sorge galt vor allem der Betreuung der Jugend, sei es in der Schule, in verschiedenen Pfadfindergruppen oder als Präses der Jungmannschaft. Gleich zu Beginn seiner Tätigkeit wurde er für sechs Jahre Landespräses des Liechtensteinischen Jungmannschaftsverbandes. Für viele war er in jenen Jahren Ratgeber, Freund und Seelsorger.

Zu seiner Tätigkeit als Hofkaplan in Vaduz kamen im Laufe der Jahre verschiedene weitere Aufgaben. Ich nenne nur die wichtigsten: Abwechselnd mit einem Mitbruder hielt er die ersten Gastarbeiter-Gottesdienste in italienischer Sprache; dem Liechtensteinischen Priesterkapitel diente er drei Jahre als Aktuar und Kassier; als Vorstandsmitglied der «Caritas Liechtenstein» lag ihm an der Hilfe für Menschen in Not und an der geistlichen Betreuung der Kinder in den Ferienkolonien.

Für seine unermüdliche und nicht immer leichte Aufgabe erhielt er auch öffentlich Anerkennung: 1956 verlieh ihm Fürst Franz Josef II. das Goldene Verdienstzeichen, und 1971 wurde er Ehrenbürger der Gemeinde Vaduz.

Ich habe Hofkaplan Bamert erst während der Jahre seines Ruhestandes näher kennengelernt. Es fällt mir darum schwer, sein Leben zu charakterisieren. Ich möchte es dennoch mit Worten zweier bekannter Heiliger kurz versuchen.

Das erste ist uns von seinem Namenspatron, dem heiligen Martin, Bischof von Tours, überliefert:

Herr, wenn ich Deinem Volk noch nötig bin, verweigere ich nicht Arbeit und Mühsal. Dein Wille geschehe!

Hofkaplan Bamert nahm seine priesterlichen Aufgaben ernst – auch im Ruhestand, soweit es ihm der Gesundheitszustand erlaubte. Bis zuletzt galt seine Sorge Betagten und Kranken der Pfarrei, besonders im Krankenhaus und Betagtenwohnheim, wo er selber seine letzten Lebensjahre verbrachte.

Der zweite Gedanke, der sein Leben charakterisieren soll, ist jenes geflügelte Wort des grossen Kirchenlehrers Augustinus:

Mit der vorliegenden Doppelnummer (51-52) beschliessen wir den 153. Jahrgang; die erste Nummer des nächsten Jahrganges wird mit Datum vom 2. Januar 1986 erscheinen. Schwerpunkte dieser vorliegenden Ausgabe sind Weihnachten und Neujahr bzw. der Weltfriedenstag 1986. Dies gibt uns Gelegenheit, unseren Lesern eine gnadenreiche Weihnachtszeit und einen friedvollen Beginn des neuen Jahres zu wünschen. Über einige Ereignisse dieses zu Ende gehenden Jahres kann infolge von Raumschwierigkeiten leider erst im kommenden Jahr berichtet werden.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Thomas Bürge, lic. iur., Beauftragter für Entwicklungspolitik beim Fastenopfer, Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern

Dr. Robert Füglistner, Pfarrer, Holbeinstrasse 28, 4051 Basel

Jörg Grond, dipl. psych. und Heilpädagoge, Quaderstrasse 196 D, 7205 Zizers

Pius Hafner, lic. phil. et iur., Sekretär der schweizerischen Nationalkommission Iustitia et Pax, Postfach 1669, 3001 Bern

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 74, 8001 Zürich

P. Walter Ludin OFM Cap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Franz Näscher, Pfarrer und Dekan, St.-Florins-Gasse 15, FL-9490 Vaduz

Urs Zahner, Friedensdorf St. Dorothea, 6073 Flüeli-Ranft

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor

Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27

Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate

Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 80.-;
Ausland/Fr. 80.- plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.-.
Einzelnummer: Fr. 2.- plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratannahme: Montag, Morgenpost.

Unruhig ist unser Herz,
bis es Ruhe findet in Dir, Gott.

Durch seine Seelsorgetätigkeit Vaduz und dem Land eng verbunden, wusste man dennoch nicht recht, wo er sich wirklich daheim fühle. In Vaduz schienen seine Gedanken im Dorf seiner Jugend; war er in Tuggen, sehnte er sich nach Vaduz. Wir haben hier, wie der Hebräer-Brief (13,14) schreibt, keine bleibende Stätte; wir sind in dieser Welt erst unterwegs; unsere Heimat ist im Himmel (Phil 3,20). Es war, als zeigte sich bei Hofkaplan Bamert dieses Unterwegssein auch in seiner Liebe zu den Bergen, die ja in der Bibel Zeichen der Nähe Gottes und damit jener endgültigen Heimat sind. Es ist auch bezeichnend, dass er in letzter Zeit des öfteren vom nahenden Tode sprach, so dass ihm auch gilt, was ein Zeitgenosse, Sulpicius Severus (+ um 420) über seinen Namenspatron geschrieben hat:
Er fürchtete sich nicht zu sterben
und weigerte sich nicht zu leben.

Im Dorf seiner Jugend entschlief er in der Nacht zum 7. November zur ewigen Heimat. So ruhe alt Hofkaplan Martin Bamert in Frieden!

Franz Näscher

Neue Bücher

Jugendgottesdienste

Guido Burri, Jugendmessgruppe Tifers, Zwischen Angst und Hoffnung. Texte und Gebete für junge Menschen, Paulusverlag, Freiburg i. Ü. 1985, 128 S.

Zu 57 Themen werden auf je zwei Seiten Bilder und Texte zusammengetragen. Es sind Elemente aus Jugendgottesdiensten, die im freiburgischen Tifers gefeiert wurden. Neben vielen bekannten Texten von Autoren wie Zenetti, Kiefel und Bosmans gibt es auch solche von den Jugendlichen selber. Sie sind Ausdruck eines persönlichen Glaubens oder einer Suche danach. Das ansprechend gestaltete Bändchen kann junge Leser zum Nachdenken bringen. Wer Jugendgottesdienste zu gestalten hat, findet hier manche Anregung.

Walter Ludin

Fortbildungs-Angebote

Die Stunden der Frauen in der Kirche

Termine: 13. Januar, 13. Februar und 13. März (je 19.30–21.20 Uhr): Vorbereitungsabende; 3. April (17.30–21.30 Uhr): Treffen mit Catharina Halkes.

Ort: Kirchgemeindehaus St. Mangen, Magnihalden 15, St. Gallen.

Inhalt: Auseinandersetzung mit dem Buch «Nennt uns nicht Brüder. Frauen durchbrechen das Schweigen in der Kirche». Gespräch mit Catharina Halkes.

Träger: Ökumenisches Forum Frau und Kirche.

Auskunft und Anmeldung: Margrit Schöbi, Zilstrasse 14a, 9016 St. Gallen, Telefon 071-35 34 51.

Völker und Kulturen

Die Kultur der Klöster

Das Buch macht deutlich, wie sehr die Entwicklung der abendländischen Kunst und Kultur vom Mönchstum getragen und beeinflusst wurde. Die Klöster erlebten im Mittelalter einen Höhepunkt ihres Glanzes. Zahlreiche Zeugen sprechen noch heute dafür. Der zeitliche Bogen der Darstellung reicht von der Gründung des Cluniazenserordens im 10. Jahrhundert bis zur Blüte der Zisterzienser im 12. Jahrhundert. In jener Epoche, die von leidenschaftlichem Glauben erfüllt war, entstanden machtvolle Bauwerke, Meisterwerke der Goldschmiedekunst und Buchmalerei, farbenprächtige Glasgemälde. Die Klöster des Abendlandes waren Keimzellen der Kultur.

Ein besonderer Reichtum dieser grossen Veröffentlichung über «Die Kultur der Klöster» bilden die aussergewöhnlichen Fotos dieses Bandes. Insgesamt wird hier eine grosse Epoche abendländischer Kultur in einer umfassenden Gesamtschau lebendig.

286 Seiten, Format 23,5 × 30,5 cm, ca. 80 schwarzweiss- und ca. 70 Farabbildungen, Zeichnungen und Pläne, gebunden, Fr. 163.80. Belser Verlag 1985

Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041-23 53 63

Inhalt

Raymond Oursel

Klosterkunst und christlicher Geist

Réginald Grégoire O. S. B. (Universität Pisa)

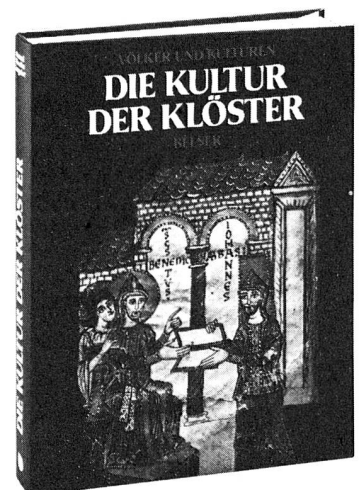
Der Mönch im 10. bis 12. Jahrhundert: Ein Mann der Zivilisation und der Kultur?

Léo Moulin (Universität Löwen)

Das benediktinische Menschenbild und seine Aktualität

Léo Moulin

Der Einfluss der Klosterkultur auf das tägliche Leben während der vergangenen Jahrhunderte



G. Schaffner+Co
Metallveredlung



Gold- u. Silberschmiedarbeiten

Moosstr. 8 CH-6003 Luzern Telefon 041-22 46 27
Generalvertretung der Brandner AG,
Regensburg

Kirchenbedarf
Neuanfertigungen
Reparaturen
Vergoldungen
Versilberungen
Ausstellungsraum
Paramenten

**EINE WELT, IN DER
EIN MENSCH
WENIGER LEIDET.
IST EINE BESSERE WELT**
CARTAS | SCHWEIZ Dezembersammlung PC 60 7000

Katholische Kirchgemeinde Kloten Bassersdorf Nürensdorf

Für die Franziskuspfarrei Bassersdorf/Nürensdorf suchen wir auf Beginn des Schuljahres (April 1986), eventuell auf den Herbst 1986, eine(n) vollamtliche(n)

Katechetin/Katecheten

Ihr Tätigkeitsfeld umfasst:

- Katechese in der Mittel- und Oberstufe;
- Jugendseelsorge (im Aufbau) oder Sozialarbeit, Ihren Neigungen entsprechend;
- Mitarbeit in Seelsorge und Liturgie.

Die Anstellung erfolgt gemäss der Anstellungsordnung der röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich.

Wir erteilen Ihnen gerne nähere Auskünfte. Bitte wenden Sie sich an das Kath. Pfarramt, Pfarrer Felix Reutemann, Bahnhofstrasse 13, 8303 Bassersdorf, Telefon 01 - 836 79 90.

Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bitte mit den üblichen Unterlagen an den Personalchef der Kirchgemeinde, Herrn W. Zraggen, Balsbergweg 5, 8302 Kloten

Die **römisch-katholische Kirchgemeinde Solothurn** sucht auf den 1. April 1986

Katecheten (-in)

oder

Lehrer(in)

mit religionspädagogischer Ausbildung.

Aufgabenbereiche

- 8 bis 12 Stunden Religionsunterricht auf der Ober- und Mittelstufe;
- ausserschulische Jugendarbeit;
- Betreuung von Jugendvereinen;
- Mitarbeit in Liturgie und Pfarreirat;
- weitere Aufgaben auf Wunsch und nach Absprache.

Besoldung und Anstellung erfolgt gemäss dem Dienst- und Besoldungsreglement der röm.-kath. Kirchgemeinde Solothurn.

Auskünfte erteilen:

H.R. Dudle, Verwalter der Kirchgemeinde, Hauptgasse 75, 4500 Solothurn, Telefon 065 - 22 19 91; S. Leimgruber, Pfarrverweser, Probsteigasse 10, 4500 Solothurn, Telefon 065 - 32 32 11.

Anmeldungen mit den üblichen Unterlagen bis 28. Februar 1986 an die Verwaltung der römisch-katholischen Kirchgemeinde Solothurn, Hauptgasse 75, 4500 Solothurn

Grosse Umtauschaktion

Wir nehmen ihren alten Projektor für **Fr. 1500.-** zurück bei Kauf eines neuen Film-Projektors Bauer P8/16 mm.

Verlangen Sie eine unverbindliche Offerte.

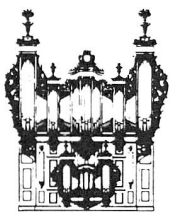
Cortux-Film AG, Rue Locarno 8, 1700 Freiburg
Telefon 037 - 22 58 33

Wäre eine Pfarrei bereit, eine oder zwei

Glocken

die nicht mehr gebraucht werden, für eine neue Franziskuskirche in einer abgelegenen Gegend im Norden von TANZANIA zu stiften?

P. Wendelin Hasler, Kapuzinermissionar, zurzeit Missionsprokura, 4601 Olten



Orgelbau

FELSBERG AG

Telefon
Geschäft 081 225170

Richard Freytag

CH-7012 FELSBERG/Grb.



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen.

Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt.

Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

- stilgerechte Restaurationen
- Feuervergoldung
- sakrale Gegenstände

M. Ludolini + B. Ferigutti
Zürcherstrasse 35, 9500 Wil, Tel. (073) 22 37 88

ARS ET AURUM
Kirchengoldschmiede

Wir suchen die akustisch-schwierigsten Kirchen in der Schweiz. Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich eine Mikrofonanlage zur Probe.

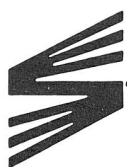
Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über 20 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens Anlagen hören Sie in mehr als 4000 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St. Anna Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in Chur, Davos-Platz, Dübendorf, Engelburg, Immensee, Ried-Brig, Oberwetzikon, Volketswil und Winterthur unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

 **Steffens**
Elektro-
Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schicken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-221251**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ☐

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ☐

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ☐

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel: _____

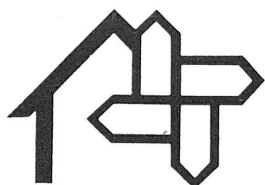
Strasse: _____

Ort: _____

Telefon: _____

Bitte ausschneiden und einsenden an:
Telecode A.G., Poststrasse 18b
CH-6300 Zug, Tel. 042/221251

N/12/85



Echte Konkurrenz bei Kontakt:

Mit **einer** Postkarte haben Sie den Überblick über 250 Heime, Häuser und Hütten in der ganzen Schweiz: freie Termine, klare Preise.

«Wer, wann, wieviel, wie, wo und was?»

Kontakt, 4419 Lupsingen

Tel. 061 - 96 04 05



7989

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

51-52/19. 12. 85



**LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Ordenspriester sucht

Seelsorgestelle

Bergpfarrei in der Innerschweiz oder Graubünden bevorzugt.

Offerten bitte unter Chiffre 1428 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern



**radio
vatican**

tgl. 7.30 Uhr Lateinische Messe
16.00 Uhr Nachrichten (deutsch)
20.40 Uhr Lateinischer Rosenkranz

Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)



**Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn**

Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

A.Z. 6002 LUZERN